

Zweimonatszeitschrift für Politik und Zeitgeschehen

POLITISCHE STUDIEN **Themenheft 1/2004**

Aggression und Straffälligkeit

Kinder und Jugendliche brauchen Struktur



Mit Beiträgen von
Detlef **Drewes**
Hans-Dieter **Göldner**
Curd-Michael **Hockel**
Rolf **Oerter**
Sylva **Panyr**
Christa **Stewens**

 **Hanns
Seidel
Stiftung**

Atwerb-Verlag KG

Zweimonatszeitschrift für Politik und Zeitgeschehen

POLITISCHE STUDIEN

Themenheft
1/2004

Aggression und Straffälligkeit

Kinder und Jugendliche brauchen Struktur



Mit Beiträgen von
Detlef **Drewes**
Hans-Dieter **Göldner**
Curd-Michael **Hockel**
Rolf **Oerter**
Sylva **Panyr**
Christa **Stewens**

 **Hanns
Seidel
Stiftung**

Atwerb-Verlag KG



**Hanns
Seidel
Stiftung**

Herausgeber:

Hanns-Seidel-Stiftung e.V.
Vorsitzender: Dr. h.c. Hans Zehetmair,
Staatsminister a.D.
Hauptgeschäftsführer: Dr. Peter Witterauf
Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit/
Publikationen: Hubertus Klingsbögl

Redaktion:

Dr. Reinhard C. Meier-Walser
(Chefredakteur, v. i. S. d. P.)
Wolfgang Eltrich M. A. (Redaktionsleiter)
Barbara Fürbeth M. A. (stellv. Redaktionsleiterin)
Paula Bodensteiner (Redakteurin)
Verena Hausner (Redakteurin)
Claudia Magg-Frank, Dipl. sc. pol. (Redakteurin)
Irene Krampfl (Redaktionsassistentin)

Anschrift:

Redaktion Politische Studien
Hanns-Seidel-Stiftung e.V.
Lazarettstraße 33, 80636 München
Telefon 089/1258-260
Telefax 089/1258-469
Internet: www.hss.de
e-mail: PolStud@hss.de

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch

Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Redaktion reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Redaktionelle Zuschriften werden ausschließlich an die Redaktion erbeten.

Bildnachweis: Tony Stone/gettyimages.
Die Beiträge in diesem Heft geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder; die Autoren tragen für ihre Texte die volle Verantwortung. Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt.

Bezugspreis: Einzelhefte € 4,50.
Jahresabonnement € 27,00.
Schüler/Studenten-Jahresabonnement bei Vorlage einer gültigen Bescheinigung € 13,50.
Die Zeitschrift Politische Studien erscheint als Periodikum und Themenheft.
Darüber hinaus erscheinende Sonderausgaben sind im Abonnement nicht enthalten.
Abobestellungen und Einzelheftbestellungen über die Redaktion und den Buchhandel.

Kündigungen müssen der Redaktion schriftlich mindestens 8 Wochen vor Ablauf des Abonnements vorliegen, ansonsten verlängert sich der Bezug um weitere 12 Monate.

ATWERB-VERLAG KG Publikation ©

Inhalt

Siegfried Höfling	Einführung	5
Detlef Drewes	Medien gestalten, anstatt Medien gestalten lassen.....	7
Rolf Oerter	Zu viel Aggression und Delinquenz – Was können wir dagegen tun?.....	27
Curd Michael Hockel	Krank oder Böse? Wertungskategorien bestimmen Reaktionsmuster, diese bestimmen Maßnahmen	52
Christa Stewens	Prävention von Gewalt – Initiativen und Programme des Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen	73
Sylva Panyr	Struktur als entwicklungsförderndes Prinzip in der Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfeorganisationen.....	87
Hans-Dieter Göldner	Stärkung von Erziehung – Sicherung des Bildungsanspruchs lernwilliger Schüler	97
Autorenverzeichnis	103

Einführung

Siegfried Höfling

Vater zum zwölfjährigen Sohn: Benimm dich nicht wie ein Kind!

Sohn: Aber Papa ich bin ein Kind!

Vater: Werd' erwachsen.

Dieser Dialog stammt aus dem Film „Hook“. Der erwachsene Vater will, dass sein Sohn ihn nicht mit Kindereien nervt, sondern sich vernünftig, eben wie ein Erwachsener verhält. Damit sich sein Sohn nicht weiter von ihm entfremdet und seine Zukunft bei dem bösen Verführer Captain Hook sucht, muss sich der Vater wieder an seine eigene Kindheit erinnern, als er noch Peter Pan war. Nur indem er sich in seine eigene Kindheit einfühlt, kann er seinen Sohn vor Verführern retten. Der international renommierte Entwicklungspsychologe Professor Rainer Silbereisen ist der Überzeugung, dass 90 Prozent der Kinder und Jugendlichen eine völlig normale Entwicklung haben, nur 10 Prozent gelten als gefährdet, d.h. neigen zu illegalen Aktionen, wie Suchtmittelmissbrauch, Diebstahl und Gewalttätigkeiten. Dieses Verhältnis 90:10 konnte man schon vor 20 und 30 Jahren feststellen. Die bemerkenswerte Änderung heute im Vergleich zu früher ist jedoch, dass der Einfluss der 10 Prozent gefährdeten Kin-

der und Jugendlichen auf die unauffälligen Kinder und Jugendlichen sehr stark zugenommen hat. Mehr denn je gilt der Rat an Eltern und Erzieher zu erforschen, mit wem ihre Kinder Umgang haben: Sage mir mit wem du umgehst! Heutzutage muss man ergänzen: sage mir, welche Fernsehsendungen du ansiehst, welche DVDs du aus dem Internet rippst, welche Computerspiele du spielst, welche Musik du hörst. Beschäftigen sich Eltern, Erzieher, Lehrer, Jugendbetreuer mit dieser Frage? Wissen sie was die Kinder wirklich sehen, denken, fühlen? Wollen sie überhaupt noch wissen, was Kinder und Jugendliche bewegt, was sie interessiert, welche Weltbilder, welche Menschenbilder sie verinnerlichen? Ich fürchte, viele Erwachsene meinen, sie hätten nicht die Zeit dazu, sich um die Heranwachsenden zu kümmern. „Werde erwachsen“ ist der bequeme Appell. Dieses Erwachsenwerden sollen sie alleine zu Stande bringen. Aber Kinder und Jugendliche brauchen Struktur, brauchen Antworten auf Fragen, brauchen Anregungen und Aufregungen. Notfalls will Jugend angeschrien sein. Verantwortung heißt, Antwort geben können. Wo das nicht geschieht herrscht reiner Aktionismus, Nachah-

mung des Spektakulären und Ziellosigkeit. Vor allem werden Kinder und Jugendliche ohne erzieherische Strukturvorgaben leichte Beute für Manipulatoren.

Die einfachsten Erziehungsregeln lauten immer noch:

- Liebe dein Kind oder respektiere es zumindest.
- Setze deinem Kind feste Grenzen.
- Erlaube deinem Kind innerhalb der

gesetzten Grenzen maximalen Handlungsspielraum.

Kinder und Jugendliche brauchen Struktur. Die nachfolgenden Beiträge, die auf der Expertenveranstaltung der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung am 26. Januar 2004 unter dem Veranstaltungstitel „Aggression und Delinquenz – Kinder und Jugendliche brauchen Struktur“ diskutiert wurden, wollen diese Aussage belegen.

Medien gestalten, anstatt Medien gestalten lassen*

Detlef Drewes

Blitzschnell dreht sich der Polizist um und erwischt seinen Gegner im Fallen, laut krachen die Schüsse durch die Lagerhalle. Das Video läuft natürlich mit größter Lautstärke. „Ich krieg das schon alles mit“, sagt unser Modell-Jugendlicher lässig, während er auf dem Computerbild-Schirm schnell Zinedine Zidane das entscheidende Tor gegen England schießen lässt. Alles gleichzeitig. Das Mathe-Schulheft liegt daneben. Zu allem Überfluss piepst plötzlich noch das Handy: Eine SMS ist angekommen.

Das ist sie, die Horror-Vorstellung aller Eltern und Lehrer. Kinder und Jugendliche ertrinken in der Medien-Vielfalt. Da entsteht das Bild der immer nervösen Zappelphilippe, unfähig zu jeder Konzentration, außer Stande, sich auf eines wirklich zu konzentrieren. Dass diese Befürchtungen nicht selten von jenen kommen, die gerade aus dem Büro heimkehren, wo in der einen Ecke der Fernseher steht, auf dem ein Nachrichtensender neben dem Bild auf drei Laufbändern über Börsenkurse, neue Nachrichten und Programmhinweise informiert, während am PC in vier Windows-Fenstern gleichzeitig gearbeitet und nebenher telefoniert wird, ist dabei nur ein Bonmot am Rande.

Medien gehören längst zum Alltag des beruflichen und privaten Lebens. In vielen Haushalten ist der Fernseher, der einzige, der keinen Acht-Stunden-Tag hat, weil er ständig läuft. Wenn die Schreckens-Szenarien der Medienforscher wirklich stimmen würden, müsste die Gesellschaft längst ein Sammelsurium emotional verkrüppelter und gewalttätiger Individuen mit viereckigen Augen sein, die nur noch auf Piepstöne reagieren und in Windows-Fenstern denken. Ist sie aber nicht. Und so darf man mit Fug und Recht die zahlreichen Untersuchungen in Frage stellen, ohne aber die Gefahren aus den Augen zu verlieren. Der Vorwurf, andauernde Berieselung mit Geräuschen, die Jugendliche als Musik bezeichnen, führe zu latenter Unruhe und Nervosität im Alter, ist nicht neu – den habe ich schon vor 30 Jahren von meiner Mutter gehört, als aus einem billigen Kofferradio stundenlang Radio Luxemburg plärrte, während gleichzeitig die Latein-Übersetzung (oder das, was ich dafür hielt) entstand. Ob die Fehlerhaftigkeit eine Frucht der Musik oder des eigenen Unvermögens war, sei dahingestellt. Ein Satz, den die Internet-Generation mit einem augenzwinkernden ☺ (einem Smiley) verzierer würde, weil Medien eben durchaus die

Kommunikation beeinflussen. Aber ist das alles schädlich? Was ist überhaupt schädlich?

Untersuchungen des Frankfurter Medienwissenschaftlers Jo Groebel belegen, dass ein Kind bis zum 14 Lebensjahr im Fernsehen bis zu 14.000 Morde miterlebt hat. Das darf einen zu Recht erschrecken. Aber auch das sagt noch wenig aus: Führt die Konfrontation mit Gewalt wirklich dazu, dass junge Menschen später gewalttätig werden? Oder kann die Auseinandersetzung mit Gewalt über die Medien auch dazu führen, dass in ihnen die klare Position heranreift: Gewalt ist keine Lösung?

1. Was also ist „schädlich“?

Wenn in den Fernsehstudien die Rede davon ist, dass Kinder inzwischen täglich durchschnittlich 100 Minuten vor dem Fernseher sitzen, muss das noch kein Grund zu medial-elterlicher Verzweiflung sein. Schließlich sagt diese Zahl erst dann etwas aus, wenn man auch die Inhalte mit einbezieht. Oder ist es egal, ob ein Kind „Rambo II“ schaut oder „Die Sendung mit der Maus“?

Die Medienlandschaft verändert sich mit rasender Geschwindigkeit. Wie weit die meisten Erwachsenen von der Wirklichkeit entfernt sind, zeigt die Diskussion um Gewalt-Videos oder gewaltverherrlichende Computerspiele. Noch immer sitzt in den Köpfen das Denken, man könne Inhalte, die Erwachsene für nicht jugendgerecht halten, wegsperren, verhindern, verbieten. Seit der Einführung und Verbreitung des Internets ist das aber unmöglich. Wobei es, ne-

benbei gesagt, völliger Unfug ist, das Internet als bloßes Sammelbecken für Pornografie, Gewaltspiele und politischen Extremismus hinzustellen. Nicht nur das wissen viele Jugendliche besser als ihre Erziehungsberechtigten. Dieses Medium ohne Grenzen erhebt sich über nationale Gesetzmäßigkeiten, ermöglicht den Zugang zu Inhalten, die in Deutschland als jugendgefährdend oder gar verboten angesehen werden, nicht aber in anderen Ländern. Der Versuch also, sich des Problems der eigenen Verantwortung für die Mediennutzung dadurch zu entledigen, dass man diese Kontroll- oder Sicherheitsbehörden zuschiebt, funktioniert nicht mehr. Der User oder Konsument ist immer mehr verantwortlich. Und umso wichtiger wird die Frage, ob jedes Kind, jeder Jugendliche, jeder Erwachsene die Fähigkeit erlernt, Medien selbstverantwortlich zu nutzen, ohne von ihnen benutzt oder gar versklavt zu werden.

Diese Individualisierung der Verantwortung wird nicht nur deswegen immer wichtiger, weil die Globalisierung der Medien und ihrer Inhalte sich zunehmend nationaler Kontrolle entzieht (kaum ein Jugendlicher hat nicht schon einmal ein Computerspiel gespielt, das in Deutschland indiziert wurde, aber in US-Datenbanken bereitliegt), sondern auch deswegen, weil die Medien selbst – entgegen einem weit verbreiteten Eindruck – ihre Inhalte immer individueller auf den einzelnen Nutzer auswählen. Die Tageszeitungen werden nicht nur regionaler, sondern auch lokaler. Die Privat-Radios gestalten wesentliche Teile ihrer Programme mit Hörer-Wünschen. Das Fernsehprogramm wird seit der Einführung von Pay-TV und TV-on-Demand individuell gestaltbar. Nicht

mehr die Programmleitung eines Senders entscheidet über das Programm, der Zuschauer selbst bestimmt, wann er was sieht. Selbst das Internet wandelt sich vom globalen Marktplatz zum Medium, das auf den einzelnen User abgestimmt wird. Das betrifft nicht nur die immer größere Perfektion der so genannten „persönlichen Assistenten“, eine Software, die im Laufe der Zeit die Gewohnheiten des Nutzers lernt und ihm entsprechende Inhaltsvorschläge serviert. Im Bereich der Werbung ist diese Individualisierung schon sehr weit fortgeschritten. Da werden die „Orte“ im Netz, die ein Nutzer von seinem PC aus aufsucht, gespeichert, zu einem Benutzerprofil verarbeitet und Werbeanbietern zur Verfügung gestellt. Diese können dann die zum Verbraucherprofil passenden Werbeflächen für diesen einen PC einblenden. In Deutschland ist diese Art der „Spionage“ verboten, amerikanische Unternehmen haben sich darauf spezialisiert. Das ist der Anfang. Individualisierte Werbung wird es auch im Fernsehen geben, wenn TV und Internet miteinander verschmolzen werden.

Umso wichtiger wird es sein, dieser Individualisierung des Angebotes auch eine höhere Verantwortung des Zuschauers, Zuhörers, Lesers, Users entgegen zu stellen. Denn die Verantwortung wird er künftig nicht mehr delegieren können. Der Medienkonsument bestimmt – mit Fernbedienung oder Maus.

2. Inter-Nett

Mit der beginnenden Großserienproduktion von Mikro-Computern hat seit 1981 ein grundlegender gesellschaftli-

cher Wandel eingesetzt. Wir befinden uns auf dem Wege von einer Industrie- und Dienstleistungs- zu einer Informationsgesellschaft. Dieser Wandel ist in etwa vergleichbar mit den Auswirkungen des Übergangs von der Agrar- zur Industriegesellschaft im letzten Jahrhundert; in der soziale Umfeld (Familie, Freund/Freundin, Schule, Freizeitkontakte) sich mit ihren kommunikativen und interaktiven Gegebenheiten begegnen und Kinder und Jugendliche Medien aller Art nutzen.

In Deutschland verfügten 2002 deutlich mehr als 60 Prozent aller Haushalte über mindestens einen Computer – dabei sind die Haushalte mit Kindern überproportional vertreten. 1997 waren es erst etwa 25 Prozent aller Haushalte. Von den 6- bis 13-Jährigen besitzen bundesweit rund 13 Prozent einen eigenen Computer, bei den 14- bis 19-Jährigen sind es etwa 25 Prozent. Die Gründe derjenigen, die über keinen Computer verfügen, sind vielfältig und reichen von Skepsis bis zu unzureichenden finanziellen Mitteln. Die momentan noch vorherrschende Skepsis verwundert nicht – Skepsis hat es immer gegeben, wenn neue Medienformen auf den Markt drängten. Man erinnere sich nur an die Einführung eines anderen Mediums, des Buches, dem seine Gegner eine schädigende Wirkung nachsagten. Heute wird das Buch als Kulturgut angesehen und durch Lese- und Literaturförderung gestützt. Es wird also nur eine Frage der Zeit sein, bis die Gruppe der Skeptiker ihre – häufig aus Unkenntnis und Ängsten resultierenden – Vorurteile abgelegt hat. Problematischer kann ein Heranführen der finanziell schwachen Gruppe, die in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit bei steigenden Mieten und Lebenshaltungs-

kosten ständig zunimmt, an die Computernutzung sein.

Die Befürchtungen vieler Eltern und Pädagogen, die Kinder und Jugendlichen würden sich zu Computersüchtigen Einzelgängern entwickeln, die mit der Außenwelt nur noch per Mausclick in Kontakt stehen, lassen sich anhand der empirischen Untersuchungen auf diesem Feld nicht bestätigen. Zum einen gehen Freizeitforscher davon aus, dass Computernutzung als Freizeitbeschäftigung nur einen relativ geringen Stellenwert bei der Verwendung der Zeit einnimmt. Zum anderen stellen Psychologen und Soziologen für alle Altersgruppen fest, dass die zunehmende Technisierung zur Folge haben wird, dass das menschliche Miteinander und die Umwelterfahrung aus erster Hand wichtiger werden. Beobachtungen haben gezeigt, dass nicht-mediale Aktivitäten und Kommunikationsformen im Zuge fortschreitender Mediatisierung keineswegs aus dem Kinderalltag verdrängt worden sind, sondern in bestimmten Bereichen sogar (ohne dass deswegen der Medienkonsum reduziert werden müsste) an Bedeutung gewinnen können. Im Aufwind sind vor allem sportliche Aktivitäten und ganz allgemein das Zusammensein mit Gleichaltrigen. Das mag eine Beruhigung all derer sein, die befürchten, dass durch starke Computernutzung eine Vereinzelung der Menschen eintreten würde. Dennoch hat der Computer natürlich Auswirkungen auf das Freizeitverhalten der Kinder bezüglich der Nutzung der übrigen Medien: Liegt bei den 6- bis 13-Jährigen noch Bücherlesen vor der Nutzung des Computers, so hat bei den 14- bis 19-Jährigen der Computer dem Buch den Rang abgelaufen. Erhebungen über die Orte, an denen Kinder

und Jugendliche den Computer nutzen, bestätigen im Übrigen, dass Computernutzung eher mit Freunden zusammen geschieht als alleine für sich.

Was den Suchtaspekt der Computernutzung betrifft, so wird wie bei allen exzessiv betriebenen Tätigkeiten, denen Suchtcharakter beigemessen wird, das Medium als Verursacher gesehen. Das Medium selbst kann jedoch allenfalls das Erscheinungsbild einer möglichen Krankheit prägen, die Ursachen liegen in den Kranken selbst. Eine Fehlnutzung des Mediums lässt sich also nur einschränken, wenn die gesamt-gesellschaftlichen Bedingungen sie nicht fördern. Aufklärung im Sinne von Medienkompetenz zu schaffen wäre einer der in diesem Zusammenhang wichtigen Aspekte des Handelns. Denn es stellt sich schon lange nicht mehr die Frage: sollen die Kinder den Computer benutzen, sollen sie Internet Zugang haben – es stellt sich eher die Frage, was finden sie vor und wie gehen sie damit um. Immerhin acht Prozent der 6- bis 13-Jährigen haben Online-Erfahrungen, bei den 14- bis 19-Jährigen sind es 30 Prozent. Genutzt wird der PC auch für die Schule, den Vorrang hat allerdings die Befriedigung von Freizeitinteressen.

Der Gebrauch des World Wide Web (WWW) hat auch für Kinder und Jugendliche den Zugang zu und das Finden von Informationen verändert und ist vielfach für sie anregender als der Gebrauch der traditionellen Informationsquellen wie Enzyklopädien, Bücher und Zeitschriften. Trotz der Vorteile, die das Web bietet (zum Beispiel freier Zugang zu Quellen, Interaktivität, multimediale Möglichkeiten etc.), ist für alle Altersgruppen die Suche nach Informationen nicht ohne Probleme. Er-

wachsene mögen in der Lage sein, ihre Suchen zu verfeinern, um das Problem zu großer Treffermengen und damit der Informationsüberfrachtung zu lösen und die Relevanz ihrer Dokumente zu vergrößern, doch vor allem Kinder bleiben aus zwei wesentlichen Gründen benachteiligt:

- erstens verstehen viele Kinder den Aufbau der Suchprozesse nicht,
- zweitens stehen ihr begrenztes Sachwissen und ihre entwicklungsbedingt beschränkten kognitiven Fähigkeiten der Herausforderung durch die Komplexität der Suche gegenüber.

Studien über das Verhalten von Schülern zeigen, dass ihnen die Entwicklung von Suchstrategien schwer fällt und dass sie grundsätzlich Anfänger auf dem Gebiet des Suchens und Auswertens von Informationen sind. Eine Suchmaschine für Kinder will dies berücksichtigen: www.blinde-kuh.de, ein Projekt des Medienpädagogischen Forschungsverbandes Südwest.

Fachleute (zum Beispiel in Bibliotheken) unterstützen die Schüler, indem sie die benötigten Quellen aufzeigen, Hilfestellung beim Auffinden der gefragten Informationen bieten und sich von der Zufriedenheit der Schüler mit der gesuchten Information überzeugen. Die in der Bibliothek oder im Medienzentrum verfügbaren Quellen werden von den Schülern hinsichtlich der Zuverlässigkeit und Richtigkeit ihrer Inhalte kaum in Frage gestellt. Da sich die Schüler auf die Unterstützung der Bibliothekare verlassen, betrachten sie in der Regel die für ihre Informationsbeschaffung ausgewerteten Quellen nicht kritisch. Dies legt die Vermutung nahe, dass das individuelle Suchverhalten im

Web abhängig ist von der Ausprägung des kritischen Denkens, der „Informations-Literalität“ und von gelernten Suchstrategien. Hier liegt die eigentliche Aufgabe der Vermittler.

3. Das Netz

Das Internet ist ein weltweites Netzwerk von Computern. Auf diesen Computern halten Anbieter (Unternehmen, Privatleute) Informationen, Daten, Dienstleistungsangebote zur Ansicht oder zum Abruf bereit. Es gibt keine zentrale Internet-Behörde oder Agentur, die die Angebote sichtet, regelt oder überwacht. Lediglich die Vergabe der Adresse, unter denen Angebote im Internet platziert werden, wird zentral (und dann national) geregelt.

Genau genommen besteht das Internet aus einer Vielzahl kleinerer Netzwerke, die übergreifend zusammengeschaltet werden. Um das Netz zu nutzen, braucht der einzelne User einen Zugang über einen so genannten Provider, also ein Unternehmen, das die „Auffahrt“ auf die „Datenautobahn“ stellt. Dabei wird zwischen Service-Providern und Content-Providern unterschieden. Erstere stellen ein eigenes, kleineres Datennetz mit eigenen Inhalten bereit (zum Beispiel T-Online, America Online AOL), die zweite Gruppe ermöglicht ihren Nutzern den reinen Zugang zum Internet (zum Beispiel Bürgernetzvereine, Hochschulen).

Der Begriff „Internet“ wird heute irreführenderweise für alle kleineren Datennetze und den weltweiten Verbund benutzt. Außerdem verschleiert das Wort die unterschiedlichen Bereiche des Internets:

- WWW: Die Abkürzung steht für World Wide Web. Es ist der größte Bereich des Netzes, der dank seiner grafischen Darstellung eine leichte Benutzung per Mausklick ermöglicht. Hier finden sich zahllose Bild-Angebote, virtuelle Einkaufshäuser bis hin zu umfangreichen Service-Bereichen wie Reisebuchungen. Auch vom einzelnen Nutzer erstellte Homepages finden sich in diesem Bereich.
- FTP: Die drei Buchstaben stehen für File Transfer Protocol. Hierbei handelt es sich um Rechner, die besonders für die Speicherung von großen Datenmengen und Software-Programmen geeignet sind, also weniger für bildhafte oder grafische Inhalte.
- Usenet: Im Usenet werden zehntausende so genannter Newsgroups angeboten, eine Art elektronischer schwarzer Bretter. Hier können User Informationen zu Bereichen bekommen oder anbieten, die sie interessieren. Man unterscheidet zwischen moderierten Newsgroups, die von einem Betreuer gewartet werden, der zum Beispiel auch unpassende Beiträge entfernt, und nicht-moderierten Newsgroups, die allein von den Beiträgen der User leben.
- Chat-Bereiche: Dialoge zwischen Usern, die zur gleichen Zeit online sind, erfreuen sich größter Beliebtheit. Die Kommunikation findet über die Tastatur, inzwischen auch über Mikrofon (also akustisch) und/oder Computer-Kamera (also optisch) statt. Meist legen sich die beteiligten User ein Pseudonym zu, sodass ein weitgehend anonymer Kontakt möglich ist.
- E-Mail: Die elektronische Post zwischen Nutzern des Internets erfreut sich größter Beliebtheit. Auf diesem Wege ist es möglich, direkt miteinander „Briefe“ und zusätzlich als Anhang Dateien aller Art (Dokumente, Videos, Bilder etc.) auszutauschen. Jeder User erhält eine Mail-Adresse von seinem Provider, die sich aus seinem Nutzernamen (also August Beispiel), dem so genannten „Klammeraffen @ (sprich: ät), dem Namen des Providers (zum Beispiel t-online) und der Kennung des Herkunftslandes (für Deutschland .de) zusammensetzt. Komplett also August.Beispiel@t-online.de In jüngster Zeit bieten immer mehr Freemail-Dienste ebenfalls die Vergabe von E-Mail-Adressen unter einem Pseudonym an. Da solche Mail-Adressen auch unter einem Pseudonym möglich sind und die „Post“ von jedem Rechner mit Internet-Zugang abgerufen werden kann, erfreuen sich diese Dienste besonders bei jenen großer Beliebtheit, die auf Anonymität auch bei E-Mail-Kontakten großen Wert legen.

4. Keine Grenzen im Internet? Meinungsfreiheit und Kontrollen

Meinungsfreiheit ist eine der Grundsäulen der deutschen Verfassung. Aber auch diese Meinungsfreiheit ist nicht grenzenlos. Sie hat nach dem Willen des Gesetzgebers dort ihre Grenzen, wo die Menschenwürde anderer berührt wird oder wo das Wohl der Kinder und Jugendlichen gefährdet ist. Von diesem Grundgedanken aus ist der Jugendmedienschutz entfaltet worden.

Der Zugang zu bestimmten Inhalten kann der gesamten Gesellschaft verboten werden, wenn ein Verstoß gegen die Menschenwürde vorliegt. Auch wenn diese Inhalte in den einzelstaatlichen Vorschriften unterschiedlich sind, so gibt es doch über einige Punkte Konsens. Dieser bezieht sich zumeist auf Pornografie mit Kindern, extreme Formen sinnloser Gewalt, Aufstachelung zu Diskriminierung aus rassistischen oder sonstigen Gründen, zu Hass und Gewalttätigkeit.

Von diesen generellen Möglichkeiten eines Verbotes müssen jene Inhalte getrennt werden, die die physische und/oder geistige Entwicklung von Minderjährigen beeinträchtigen oder schädigen können. Aus Gründen des Jugendschutzes können diese also Minderjährigen verboten werden, obwohl der Zugang Erwachsenen erlaubt bleibt.

Mit der Einführung der neuen Medien wie des Internets steht der Jugendmedienschutz vor einer neuen Herausforderung. Bei den traditionellen Medien (Print, Rundfunk, Fernsehen, Video) war es leicht, den Jugendschutz per Verordnung zu installieren, da Sender und Verantwortliche in Deutschland ihren Sitz hatten und durch Beschränkungen zugleich auch der Konsum einschlägiger Inhalte vergleichsweise wirkungsvoll kanalisiert werden konnte. Für den Konsumenten bedeutete diese „Medienlandschaft“ zugleich, dass er sich selbst um die Kontrolle der Inhalte nicht zu kümmern brauchte, da diese an verantwortliche Institutionen delegiert war.

Bei den traditionellen Massenmedien (Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk,

Fernsehen, Video) war die Aufgabe des Jugendschutzes in mehrere Hände gelegt worden. Die Rundfunkräte der öffentlich-rechtlichen Sender (besetzt mit Vertretern mehrerer gesellschaftlicher Gruppierungen) überwachten die eigenen Inhalte, die Landesmedienanstalten wurden mit der Einführung des privaten Rundfunks und Fernsehens ins Leben gerufen, um auch dort das Programm zu kontrollieren.

Daneben hat sich eine breite Vielfalt von Selbstkontrollgremien ausgebildet, die nicht nur, aber auch den Jugendschutz im Blickfeld haben. Für den Bereich der Zeitschriften und Zeitungen nimmt diese Aufgabe der Deutsche Presserat wahr, dessen schärfstes Instrument die öffentliche Rüge eines Objektes ist. Die Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) prüft Software und schränkt die Abgabe bzw. den Verkauf – allerdings unverbindlich – durch Altersempfehlungen ein. Für das Fernsehen wurde die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) installiert (siehe oben). Im gleichen Sinne arbeitet die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK), die Filme und Videos sichtet und mit – verbindlichen – Altersbeschränkungen versehen kann.

Unabhängig davon hat der Gesetzgeber mit der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (BPjS), die inzwischen in „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien“ umbenannt wurde, eine Institution geschaffen, die alle Medien auf ihre Jugendgefährdung hin überprüfen und dann den Zugang einschränken darf. Die BPjM wird auf Antrag örtlicher oder überörtlicher Stellen des Kinder- und Jugendschutzes tätig, ein Beirat aus Vertretern der Län-

der, der freien und öffentlichen Jugendhilfe, der Lehrerschaft und der Kirchen kann Druckwerke, Videos, Filme und auch Internet-Adressen indizieren. Dazu muss die Gegenseite des Anbieters gehört werden. Die Indizierung bedeutet, dass ein Produkt fortan bestimmten Abgabe-, Präsentations-, Verbreitungs- und Werbebeschränkungen unterliegt. Wird also zum Beispiel eine Zeitschrift von der BPjM indiziert, darf sie am Kiosk nicht mehr offen ausgelegt oder für sie in Anzeigen geworben werden. Ein erwachsener Kunde kann sie allerdings nach wie vor auf Nachfrage erwerben („Verkauf unter der Ladentheke“). Die Indizierung bewirkt also keineswegs ein generelles Verkaufsverbot oder gar eine Beschlagnahme. Verboten sind lediglich das Anbieten, Überlassen oder Zugänglichmachen für Kinder und Jugendliche. Insofern ist es auch falsch, die Indizierung mit Zensur gleich zu setzen.

Als jugendgefährdend gelten laut Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften und Medienhalte (GjS) üblicherweise folgende Inhalte:

Gewaltdarstellungen

Wenn Gewalt in großem Stil und epischer Breite geschildert wird, wenn Gewalt als vorrangiges Mittel zur Konfliktlösung propagiert wird, wenn Selbstjustiz als einziges probates Mittel zur Durchsetzung der vermeintlichen Gerechtigkeit dargestellt wird oder wenn Mord- und Metzelszenen selbstzweckhaft und detailliert geschildert werden. Oder wenn Anwendung von Gewalt im Namen des Gesetzes oder im Dienste einer angeblich guten Sache als völlig selbstverständlich und üb-

lich dargestellt wird, die Gewalt jedoch in Wahrheit Recht und Ordnung negiert.

Verherrlichung der NS-Ideologie, Rassenhass

Dies liegt vor, wenn für die Idee des Nationalsozialismus, seine Rassenlehre, sein autoritäres Führerprinzip, sein Volkerziehungsprogramm, seine Kriegsbereitschaft und seine Kriegsführung geworben wird, wenn die Tötung von Millionen Menschen, insbesondere die systematische Ausrottung jüdischer Menschen im so genannten „Dritten Reich“ geleugnet wird oder wenn das NS-Regime durch verfälschte oder unvollständige Informationen aufgewertet oder rehabilitiert werden soll. Als Rassenhass gilt, wenn Menschen wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer anderen Rasse, Nation, Glaubensgemeinschaft o.ä. als minderwertig und verächtlich dargestellt oder diskriminiert werden.

Kriegsverherrlichung oder -verharmlosung

Wenn also Krieg als reizvoll oder als Möglichkeit beschrieben wird, zu Anerkennung und Ruhm zu gelangen.

Sexualethisch desorientierende Medien, Pornografie

Ein Medium gilt dann als pornografisch, wenn es unter Hintansetzen aller sonstigen menschlichen Bezüge sexuelle Vorgänge in grob aufdringlicher Weise in den Vordergrund rückt und wenn seine objektive Gesamt tendenz ausschließlich oder überwiegend auf Aufreizung des Sexualtriebes abzielt.

Der Jugendmedienschutz ist dabei eine Art Oberbegriff für eine Vielzahl von gesetzlichen Bestimmungen.

Durch die Einführung neuer Kommunikationstechniken wie Pay per View, Video on Demand und vor allem das globale Internet wurde nicht nur der Schritt vom Massenmedium zum interaktiven, individuellen Medium getan, sondern auch die Wirkungsweise der bisherigen Kontrollgremien drastisch eingeschränkt. War es beispielsweise bislang möglich, den Fernsehsendern oder Kino-Betreibern vorzuschreiben, Filme mit jugendgefährdenden Inhalten nur innerhalb eines bestimmten Zeitkorridors (23 Uhr bis 6 Uhr) auszustrahlen, in dem Kinder und Jugendliche üblicherweise kein Medium mehr nutzen, ist dies spätestens seit der Verbreitung der Videotechnik, vor allem aber des Internets nicht mehr möglich. Eine Trennung der Inhalte auf der Grundlage von Sendezeiten funktioniert nicht mehr. Zwar ist es weiterhin möglich, innerhalb geschlossener Netze wie Video-on-Demand-Systemen Jugendschutz-Richtlinien durchzuhalten, in einem offenen Netz wie dem Internet ist dies aber unmöglich, da Jugendmedienschutz eine nationale Errungenschaft darstellt, die in anderen Ländern gar nicht oder zumindest anders geregelt ist.

Seit Mitte der 90er-Jahre ist bekannt, dass das Internet mit all seinen technischen Möglichkeiten und in vielen Bereichen genutzt wird, um strafbare bzw. indizierte Materialien weiterzugeben bzw. anzubieten. Experten sind sich einig, dass solche Kontakte lediglich in Randbereichen und Nischen des Netzes vorkommen, aber dennoch ein beachtliches Ausmaß angenommen ha-

ben. Insbesondere für die Verbreitung von (kinder)pornografischen Texten, Bildern und Videos sowie für die Herstellung von Kontakten Pädosexueller untereinander und den Kinderhandel wurde das Internet immer bedeutender. Es muss davon ausgegangen werden, dass dieses Medium deshalb auf kurz oder lang andere Medien wie Videokassette, Zeitschriften, Kontaktmagazine etc. als „Vertriebsschiene“ weitgehend ablöst.

Die kriminellen Nutzer des Internets machen sich dabei die technischen und rechtlichen Besonderheiten dieses Mediums zu Nutze:

Anonymität

Weite Bereiche des Internets sind anonym bzw. durch ein Pseudonym geschützt nutzbar. Dies macht es – positiv gesehen – möglich, dass sich dort auch Menschen austauschen, die ein berechtigtes Anliegen haben, sich nicht zu outen: Bürgerrechtler in Diktaturen, Opfer radikaler und destruktiver Sekten, Opfer von Verbrechen. Andererseits werden – das ist die negative Auswirkung – diese Möglichkeiten zur Anonymisierung und Tarnung kriminellen Aktivitäten verfügbar gemacht. Die Anonymität ist allerdings mit technischen Mitteln zum Beispiel durch Strafverfolgungsbehörden jederzeit aufhebbar. Jeder Nutzer hinterlässt im Internet „Datenspuren“.

Rechtliche Lücken

Das Internet unterliegt als globales Medium dem Rechtssystem der Einzelländer. Damit kommt für einen Rechner jeweils das Strafrecht des Landes zur Anwendung, in dem dieser steht. Für

pornografische und andere Angebote heißt dies, dass Anbieter die Unterschiede in den nationalen Rechtssystemen ausnutzen können, um ihre Materialien zwar global erreichbar machen zu können, sie aber zugleich auf Rechnern bereitstellen, die in Ländern mit liberalem Strafrechtssystem oder nicht vorhandenen Kontrollmöglichkeiten stehen. Ein Großteil der offenen pornografischen Angebote war deshalb bis Ende der 90er-Jahre auf japanischen Computern gespeichert, da Japan bis 1999 keine Kinderschutzgesetzgebung kannte. Seither bevorzugen solche Anbieter Computer in Ländern des ehemaligen Ostblocks (hier vor allem Russland), weil sie sich dort angesichts politischer und polizeilicher Strukturen vor Verfolgung sicher sein können.

Globale Strukturen

Bis zur Verbreitung des Internets war es noch nie möglich, ohne staatliche Kontrollmöglichkeiten grenzüberschreitend auf alle Datenspeicher zuzugreifen. Die Unmöglichkeit, im Datennetz nationale Grenzen aufrecht zu erhalten, macht Abgrenzung oder Ausgrenzung von Inhalten, die national strafbar sind, unmöglich.

Verschlüsselung

Moderne, leicht zu handhabende Verschlüsselungsprogramme machen es einfach, kriminelle Geschäfte oder Kontakte zu chiffrieren, um sie so dem gezielten oder zufälligen Zugriff von Ermittlungsbehörden zu entziehen.

Die Verbreitung des Internets hat dazu geführt, dass Konsumenten von Pornografie sich weitgehend anonym Bilder und Videos von Rechnern herunter-

terladen konnten, die in Ländern mit deutlich eingeschränktem Kinderschutz entstehen.

Die Möglichkeiten einer digitalen Speicherung solcher Bilder haben vor allem für die gezeigten Opfer gravierende Folgen, da die Bilder nicht mehr zu löschen sind. Das liegt zum einen an der technischen Struktur des Internets, dessen Infrastruktur aus zahlreichen Knotenservern besteht, die den geladenen Datenbestand selbsttätig untereinander austauschen, um so immer auf dem aktuellen Stand zu bleiben. Ein einmal ins Netz eingespeistes Bild wird so binnen weniger Minuten tausendfach „gespiegelt“ (vervielfältigt) und ist damit auch durch die eventuelle Beschlagnahme eines Rechners nicht zu tilgen. Außerdem liegt es auf den Rechnern aller Nutzer, die sich das Bild auf den eigenen Computer geladen haben und es nun – zum Beispiel via E-Mail – mit anderen tauschen können. Der digitale Tausch schafft aber nicht – wie bei herkömmlichen Videos oder Zeitschriften-Fotos – Kopien, die in ihrer Qualität nachlassen, sondern stets Originale vom Original.

Eine weitere Gefahr der neuen Computertechnologie besteht in der Möglichkeit, pornografische Abbildungen herzustellen, ohne dass ein reales Opfer wirklich missbraucht wird. Per Bildverarbeitung lassen sich nämlich aus mehreren normalen Bildern durchaus Fotos herstellen, die zwar kein wirkliches Geschehen zeigen, ohne dass die „Komposition“ später als solche erkennbar ist. Der Gesetzgeber hat dieser technologischen Entwicklung dadurch Rechnung getragen, dass er im Rahmen einer Gesetzesnovelle nicht nur die

Herstellung, den Vertrieb und Besitz von pornografischen Bildern, die ein wirkliches Geschehen darstellen, unter Strafe gestellt hat, sondern auch solche Aufnahmen, die ein wirklichkeitsnahes Geschehen wieder geben.

Diese technischen Entwicklungen zeigen, dass bisher übliche Kontrollmechanismen zwar nicht unnötig oder wirkungslos geworden sind, aber doch ihre Schutzfunktion nur noch lückenhaft ausfüllen können. Das bisherige politische Ordnungsdenken in Kategorien wie „Wegsperrern, Verboten, Beschlagnahmen“ kann nur noch eingeschränkt wirken.

Im Laufe der Diskussion über den Jugendschutz im Internet kristallisierte sich deshalb heraus, dass neben die bestehenden, immer noch wirksamen, aber begrenzten Möglichkeiten nationaler Jugendschutz-Kontrolle eine intensive Begleitung zur Medienkompetenz bei den Jugendlichen und Erwachsenen selber treten muss. Das bisher gewohnte Delegieren der Verantwortung für die Inhalte funktioniert nur noch in begrenztem Umfang, umso wichtiger ist in einem individuellen Medium auch die Selbstkontrolle. Als begleitendes Hilfsmittel wird dabei oft auf Filtersysteme verwiesen, mit denen das Netz zwar genutzt, jugendgefährdende Inhalte aber nach hinterlegten Kriterien ausgefiltert werden sollten. Die Funktionsweise heutiger Filtersysteme ist jedoch unbefriedigend, weil diese entweder mit gespeicherten Keywords arbeiten, die aber der englischen Sprache entnommen wurden und deshalb bei deutschen Seiten nicht ansprechen. Oder weil die Filter stets nach festen Begriffen wie „Sex“ arbeiten, und deshalb nicht ansprechen, wenn der

Anbieter über seine Seite einen unverfänglichen Terminus setzt. Auf mehreren internationalen Konferenzen gab es Bemühungen, alle Seiten des World Wide Web nach einem einheitlichen Standard zu kennzeichnen, um damit Kriterien für neue Filtersysteme zu bekommen. Auch wenn es künftig sicherlich zu solchen „Markierungen“ von Internet-Seiten und damit zu Filtern mit größerer Wirkung kommen wird, darf doch nicht übersehen werden, dass ein Großteil der jugendgefährdenden Angebote nicht herausgefiltert werden kann. Die neuen Filtersysteme sprechen nämlich nur im WWW an, während eine Vielzahl der inkriminierten Inhalte über andere Internet-Wege wie Newsgroups oder Chats verbreitet werden.

Insofern ist absehbar, dass der Kinder- und Jugendmedienschutz dauerhaft neue Wege gehen und die individuelle Mitverantwortung deutlicher ausprägen muss. Dass daneben ein gefächertes System von Selbstkontrolle der Provider und Anbieter (zum Beispiel durch Hotlines oder Online-Meldestellen), Jugendschutz, Filter und Strafverfolgung der Sicherheitsbehörden treten muss, ist unstrittig, kann aber die Selbstverantwortung nicht ersetzen.

5. Sicher surfen

Viele, vor allem technisch nicht so versierte Erwachsene, sehen in dem Internet inzwischen nur noch einen Sündenpfuhl aus Pornografie und politischem Extremismus. Dieser Eindruck ist völlig falsch. Experten gehen davon aus, dass bestenfalls ein bis zwei Prozent der weltweit 10 Milliarden WWW-Seiten (Stand Anfang 2004) pornogra-

fisch sind. Der politische Extremismus findet sogar nur in derart versteckten Ecken statt, dass man ihn suchen muss. Und das Gerüchte, dass man zufällig über extreme Pornografie oder gar Kinderpornografie stolpere, ist ebenfalls Unsinn. Tatsächlich werden User immer wieder über Pornografie stolpern (siehe unten), aber diese übersteigt auch kaum das, was in üblichen Zeitschriftenläden zu beobachten ist.

Wer also sicher surfen will, kann dies durchaus tun, wenn er ein paar Hinweise beachtet, Vorsichtsmaßnahmen, die man kennen sollte, um weitgehend unbelästigt zu bleiben:

- Jeder Browser, also die Software, die zum Surfen des Internets notwendig ist, gebräuchlich sind der Microsoft Internet Explorer oder der Netscape Navigator, (inzwischen aber auch einfachere Programme wie Opera) bietet die Möglichkeit, Sicherheits-Einstellungen individuell zu verändern. Unter „Extras/Internetoptionen“ findet sich die Registerkarte „Sicherheit“, auf der gewünschte Einstellungen vorgenommen werden können. Leider ist der integrierte Filter zum Abschalten von Inhalten, die Sex, Gewalt oder Extremismus beinhalten so ungenau, dass man, stellt man die höchste Sicherheitsstufe ein, sogar normale Suchmaschinen nicht mehr erreicht. Es lohnt sich deshalb, auf der Registerkarte „Inhalte“ eine kostenlose Liste zu abonnieren, die zum Beispiel von der Internet Content Rating Agentur (ICRA) erstellt wird. Diese wird im Hintergrund geladen, bei jedem Kontakt mit dem Internet aktualisiert und macht das Aufrufen strafbarer oder jugendgefährdender Seiten nahezu unmöglich.
- Zusatzprogramme, die aufgerufene Seiten filtern (so genannte Firewalls), haben sich ebenfalls bewährt. Ihre Aufgabe besteht zwar eigentlich darin, Eindringlinge, die von außen auf den eigenen Rechner zugreifen wollen, fern zu halten. Sie eignen sich aber ebenfalls dazu, individuelle Sicherheitseinstellungen vorzunehmen, um das Anzeigen jugendgefährdender Inhalte zu verhindern.
- Darüber hinaus gibt es Zusatzprogramme, in denen für jeden einzelnen Benutzer eines Computers Sicherheitsregeln festgelegt werden können. Die Software „Internet-Kindersicherung“ von GData lässt sogar zu, dass der Erwachsene die tägliche Nutzungszeit für ein Kind einstellt. Ist diese Zeit vorbei, kappt der Rechner selbsttätig die Verbindung zum Datennetz. Außerdem können für jedes Kind einzeln die Regeln für den Zugriff auf Inhalte mit Sex, Gewalt etc. eingestellt werden.
- Erwachsene sollten aber nicht nur auf das Wegsperrn und Ausfiltern setzen. Jeder kann sich einen Überblick darüber verschaffen, welche Seiten von einem Computer aus aufgerufen wurden. Dies ist über den Button „Verlauf“ (Explorer) bzw. „Extras/History“ (Navigator) in der Titelseite des Browsers möglich. Hier kann man die zuletzt besuchten Internet-Inhalte abrufen und daran ein Gespräch mit dem Kind anknüpfen. Das wäre sozusagen die pädagogische Lösung.
- Grundsätzlich muss aber auch ein Kind lernen, dass ihm gefährdende Inhalte begegnen können. Deshalb ist es wichtig, dem minderjährigen User klar zu machen: Mit dem Aufrufen

solcher Seiten bewirkt er, dass die Anbieter eine Rechtfertigung für ihr Angebot bekommen. Wenn man etwas nicht sehen will, muss man das dadurch deutlich machen, dass man es nicht aufruft (oder sofort wieder löscht).

Sicheres Surfen heißt aber auch, dass man sich einiger technischer Gefahren bewusst ist. Dazu gehört die Tatsache, dass inzwischen eine Vielzahl von so genannten Viren, Würmern oder Trojanern unterwegs ist. Dabei handelt es sich um Programme, die sich – vereinfacht gesagt – im eigenen Computer einnisten, und dann ihr zerstörerisches Werk beginnen. Dies kann darin bestehen, dass über das eigene Programm für den E-Mail-Verkehr ohne Zutun des Benutzers massenweise Post mit strafbaren Anhängen verschickt wird. Dies kann aber auch im Zerstören wichtiger Dateien des PCs oder gar der ganzen Festplatte bestehen. Abgesehen davon, dass ein Rechner mit Internet-Zugang niemals ohne gutes Anti-Viren-Programm genutzt werden sollte, das ständig aktualisiert wird (jeden Tag werden drei neue Viren entdeckt), muss ein Kind auch lernen, dass man E-Mails mit Anhängen entweder gar nicht oder nur bei großer Vertrautheit des Absenders öffnen sollte. Anhänge, deren Name mit .exe endet, dürfen auf keinen Fall geöffnet werden. Und: Manchmal stecken auch in lustvoll klingenden Namen teuflische Viren, wie der „ILOVEYOU“-Virus deutlich gemacht hat.

Eine mindestens ebenso große Gefahr steckt in Programmen, für die sich die Anbieter bezahlen lassen wollen. Lange Jahre war dies mit Hilfe der Kreditkarte möglich, nun aber haben sich die

Anbieter nicht nur pornografischer, sondern auch die der PC-Spiele auf 0190er-Nummern verlegt. Ein Jugendlicher, der zum Beispiel eine Erweiterung für sein Spielprogramm (Cheat) sucht, wird deshalb sicher finden, was er sucht, beim Versuch, es down zu laden, kann es aber sein, dass dabei eine kleine Datei auf dem Rechner installiert wird, damit man sich beim nächsten Mal über eine teure 0190er-Nummer ins Datennetz einwählt. In diesem Beispiel handelt es sich um einen durchaus seriösen Gegenwert, den man für sein Geld bekommt. Unseriöse Anbieter aber benutzen solche 0190er-Dialer (Wählprogramme), um richtig abzuzocken. In Einzelfällen werden pro Einwahl ins Internet zwischen 300 und 1000 Euro verlangt – zusätzlich zum Minutenpreis. Dies kann man entweder dadurch verhindern, dass für den Telefonanschluss eines Haushaltes alle 0190er-Anrufe gesperrt werden, dass man ein kostenloses Schutzprogramm (www.dialerschutz.de) installiert oder den Download für Kinder generell sperrt.

Kinder und Jugendliche müssen wissen, dass man sich im Internet zwar durchaus anonym bewegen kann. Andererseits aber hinterlässt jeder Nutzer eine „Datenspur“, die wieder rekonstruiert werden kann. Amerikanische Unternehmen tun dies auf eine dort durchaus legale Weise, indem sie die besuchten Seiten eines Internet-Nutzers aufzeichnen, um daraus ein Verbraucherprofil zu erstellen. Entsprechend diesem Profil lassen sich so genannte Werbebanner gezielt und individuell nur für diesen Computer schalten. Ein Weg dorthin führt über die so genannten „Cookies“, kleine Zusatzprogramme, die beim Aufrufen mancher Seiten auf

dem Rechner gespeichert werden. Sie sollen dem Anbieter eigentlich signalisieren, welche Seiten besonders frequentiert werden – also eine Art Verbraucherbefragung. Bösaartig kann man dies aber auch „Spionage“ nennen. Zwar wird ein Internet-Nutzer vor der Installation eines solchen Cookies gewarnt, allerdings mit dem irreführenden Hinweis, dass der Anbieter einen Cookie installieren möchte, damit die Seite besser angezeigt werden kann. Das ist Quatsch. Lehnen Sie den Cookie ab, Sie bekommen die Seite trotzdem. Unter „Extras/Internetoptionen/Sicherheit/Benutzerdefiniert“ kann man einstellen, dass Cookies generell abgelehnt werden sollen.

Neben diesen technischen Gefahren wird es immer wieder zur Konfrontation mit Inhalten kommen, die den Jugendlichen – nennen wir es einmal – fordern. Wer im Internet unterwegs ist, muss zum Beispiel wissen, dass die Inhalte dort von niemandem daraufhin kontrolliert werden, ob sie wahr oder erlogen sind. So finden sich im Netz große Datenbanken von Revisionisten, die nichts anderes bewirken wollen, als die systematische Ermordung von Juden in Konzentrationslagern zu leugnen. Die Lüge solcher Seiten kann man nur dann erkennen, wenn man in der Lage ist, diese Inhalte selber zu bewerten, zu verstehen, einzuordnen. Mit anderen Worten: Die Irreführung im Tarnkleid gefälschter Information ist eine große Gefahr.

Zu den Gefährdungen gehört zweifellos auch die Tatsache, dass man immer wieder über Angebote mit extremen pornografischem (nicht erotischen) Inhalt stolpert. Das passiert sogar bei der eigentlich unverfänglichen Nutzung

von Suchmaschinen und seriösem Stichwort. Dazu muss man wissen, dass jeder Anbieter einer Internet-Seite im so genannten Header seiner Seiten Stichworte angeben kann, die die Suchmaschinen aufgreifen. So kann es also vorkommen, dass der Anbieter einer pornografischen Seite angezeigt wird, obwohl man eigentlich das Suchwort „Beten“ eingegeben hat. Umso wichtiger ist es, sich von solchen Fallen nicht einfangen zu lassen, zu wissen, dass man mit derartigen Lockangeboten lediglich angezogen werden soll, damit man abkassiert wird.

Das Fazit der oft zitierten Gefahren ist deshalb relativ einfach: Auf das Befahren der Datenautobahn müssen ein Kind oder Jugendlicher genauso vorbereitet werden wie auf das Autofahren, wie auf Bedrohungen im alltäglichen Leben. Das Internet ist nicht nur ein für den Beruf wichtiges, sondern auch für den persönlichen Bereich viel zu faszinierendes Medium, als dass man es einfach übergehen könnte. Denn zur Sozialisierung eines Kindes gehört eben, dass man es gegen Gefahren stark macht. Auch im Internet.

6. Arbeit mit den Medien

Erste Modelle zeigen, dass Kinder und Jugendliche ein sehr waches Gespür für Inhalte haben, die sie moralisch oder ethisch für vertretbar halten und welche nicht. Angesichts der Tatsache, dass sich Kinder und Jugendliche mit den (technischen) Möglichkeiten der neuen Medien sehr viel besser auskennen, als Erwachsene, liegt es also nahe, zu neuen Modellen von Medienpädagogik zu kommen, die auf Partizipation (Beteiligung) beruhen: Die

Erwachsenen liefern inhaltliche Impulse, die Kinder und Jugendlichen setzen diese – zum Beispiel bei der Projektarbeit im und mit dem Web – um. Der Hinweis vieler Erwachsener, sie würden die neuen Medien gar nicht verstehen, ist somit obsolet. In den USA gibt es beste Erfahrungen mit dem Projekt „Teach the Teacher“, bei dem Jugendliche Internet-Kurse für Lehrerinnen und Lehrer abhalten. Dies scheint auch psychologisch ein interessanter Ansatz zu sein, weil er die starre Schüler-Lehrer-Konstellation kreativ aufbricht und umkehrt: miteinander lernen, auf gleicher Augenhöhe über Medienethik und gesellschaftliche Werte diskutieren.

Medienarbeit bietet also in Zeiten neuer Medien die neue Chance, gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen Medien zu gestalten – und nicht, wie bisher, über sie hinweg.

Jugendmedienschutz heißt also in Zukunft neben der Verfeinerung des gesetzlichen Instrumentariums, der erhöhten Kompetenz des Kinder- und Jugendschutzes, der Mitverantwortung der Anbieter auch, das Erlernen einer neuen Einstellung zu den audiovisuellen Medien. Eltern und Kinder müssen den Umgang mit den neuen Kommunikationsmitteln einüben. Es gilt, ihre Aufmerksamkeit auf die Risiken zu lenken, die diese bergen, aber auch auf die vorhandenen Mittel, um sich zu schützen. Information, Sensibilisierung und Erziehung sind der vorrangige Weg, um einen wirksamen Jugendschutz zu gewährleisten und zugleich ein Klima des Vertrauens zu entwickeln, damit die neuen Dienste entwickelt und verbreitet werden können, damit sie möglicherweise selbst zu ei-

nem Hilfsmittel für den Jugendmedienschutz werden.

7. Ein paar praktische Tipps

Das Internet ist kein Freiraum, in dem man sich „austoben“ darf – ohne Rücksicht auf selbstverständliche Verhaltensregeln, die jeder für sich im Alltag reklamieren würde. Deshalb haben sich solche Regeln auch im Datennetz durchgesetzt, die dort „Netiquette“ genannt werden. Sie sollen nicht verbieten, sondern einfach nur für einen für alle umgänglichen Ton sorgen. Hier sind die wichtigsten Regeln zusammengefasst – wie es im Internet üblich ist – in der direkten Anrede mit dem „Du“:

1. Zeige Respekt gegenüber anderen Teilnehmern. Wenn Dich jemand nicht respektiert, ignoriere ihn, anstatt großartig mit ihm darüber zu diskutieren und damit die anderen Leute im Forum oder Chat zu verärgern. Vermeide, wenn möglich, Schimpfwörter o.ä. was andere gegen Dich aufbringen könnte.
2. Wenn Du zum ersten Mal in einen Chat-Raum oder in ein Forum kommst, versuche die Stimmung des Chats/Forums und der Leute mitzukriegen, bevor Du richtig loslegst. Falls das Ganze nichts für Dich ist, dann sei so fair und suche Dir einfach eine andere Webseite, die Deinen Wünschen entspricht.
3. Erinnerung Dich daran, dass Du nicht anonym bist. Jeder Webserver ist fähig, Deine IP (Deine Rechner-Adresse) mitzuschneiden, und die meisten speichern alle Besucher in ein File. Deine IP Adresse führt zu Deinem Internet Provider und dieser

- hat wiederum die Informationen über Dich (...).
4. Denke daran, dass ein Chat oder ein Forum nicht unbedingt privat ist. Viele Programme arbeiten Datei-basiert, und alle Deine Mitteilungen können (aber müssen nicht unbedingt) mitgeschnitten werden (...).
 5. Wenn Du jemandem etwas sagen willst, richte es Direkt an ihn. Mitteilungen, die nicht an jemanden „adressiert“ sind, müssen nicht unbedingt beantwortet werden (...), wenn Du sie aber an jemanden richtest, wird sie meistens beantwortet (außer es besteht ein guter Grund es nicht zu tun).
 6. Wenn Du jemandem antwortest, tue dies höflich, es sei denn Du hast einen guten Grund es nicht zu tun.
 7. Wenn Du 'bold' oder 'CAPS' verwendest, tue dies nur zur Betonung, nicht im ganzen Satz (...) letzteres kann ziemlich nerven.
 8. Wenn Du Fragen hast, dann frage, aber höflich (...) die meisten werden Dir ebenso antworten, und wenn Deine Fragen zu persönlich sind, werden sie es Dir freundlich mitteilen. Fragen ist ein guter Weg um ein Gespräch einzuleiten; die meisten werden „Newbies“ gerne hilfreich zur Seite stehen.
 9. Wenn jemand hereinschneit und beleidigend wird, ignoriere den Typen einfach. Wenn Du Dich offen über ihn aufregst dann stachelt ihn das noch mehr an. Der Typ wird sich ziemlich schnell langweilen und verschwindet wieder, wenn er nur sich selber beleidigen kann (...). Wenn Dich der Typ zu sehr nervt, dann schreibe eine Email an den jeweiligen Administrator, so dass dieser dann weitere Maßnah-

men einleiten kann. (siehe auch Punkt 3.)

10. Wenn jemand seine Email Adresse nicht herausrücken will, nimm's leicht (...). Du drückst ja auch nicht jedem Deine Telefonnummer (oder die von Freunden) in die Hand, oder?

Und wie führt man nun Kinder und Jugendliche positiv „Ran ans Netz“? Amerikanische Computerpädagogen empfehlen einen möglichst frühen Umgang mit Rechnern und meinen damit bereits Kinder im Alter von ein bis zwei Jahren. Das mag – wenn man dieser Ansicht folgen will – für Spiele und erste Formen-Übungen gelten. Richtig Spaß macht das Netz aber erst dann, wenn Grundkenntnisse in Lesen und Schreiben vorhanden sind. Deutsche Pädagogen setzen bei einem Einstiegsalter von nicht unter fünf Jahren an, weil sie der Auffassung sind, dass bestimmte logische Gedankengänge zum Verständnis der Internet-Strukturen notwendig sind. Hier sind einige Anregungen, die der Schrift „Ein Netz für Kinder – Surfen ohne Risiko?“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend entnommen wurden, die man dort kostenlos beziehen kann (Bezugsadresse: www.bmfsfj.de oder Taubenstraße 42/43, 11018 Berlin).

7.1 Erste Spiele

Mausübungsspiele

Malvorlagen ausdrucken, Kolorierung am Bildschirm.

Über eine Kinder-Suchmaschine finden sich Vorlagen zum Ausmalen, zum Bei-

spiel Teletubbies, Pokemon, Digimon und anderes.

Kleine Kinder: Motiv wählen, anklicken, ausdrucken und bunt anmalen. Größere Kinder können zum Beispiel in der Malecke von www.autolernwerkstatt.de Fische kolorieren und als Bildschirmschoner direkt nach Hause schicken lassen. Bei www.kidsville.de gibt es ein spannendes Ameisenfangspiel (Zauberburg-Spielplatz), das die Fingerfertigkeit und Geschwindigkeit im Umgang mit der Maus trainiert.

Kreativ-Spiele

Spielideen nach Jahreszeit, Basteltipps, Zaubertricks, Tierbilder, Partyvorschläge etc. für einen Spielnachmittag aus dem Internet suchen, zum Beispiel über die Internetadressen www.blindekuh.de. Im Internet lassen sich Kreativ-Ideen auch direkt umsetzen: Wie zum Beispiel bei www.diddl.de (Werkstatt-Malschule) kann man lernen, wie man Cartoons zeichnet, vom Anfängerstadium bis zum echten Profi.

7.2 Erstes Lernen

Information/Wissen

Eine Wissensolympiade lässt sich gut zu allen Themen zusammenstellen. Hier einige Beispiele: Umwelt bei www.emil-gruenbaer.de für kleinere Kinder. Thema Liebe für ältere Kinder: www.loveline.de (Liebeslexikon). Politik bei www.sowieso.de. Der Vorteil gegenüber dem Hand-Lexikon ist, dass die Rubriken ausgesprochen ausführlich und kindgerecht sind. Für ältere Kinder anregend: Experimente mit

Strom, Pflanzen, Chemie etc. werden bei www.geolino.de (Experimente zum Nachmachen) vorgestellt.

Umgang mit dem Internet

Internet-Führerschein: Auf den Seiten www.kidsville.de, www.kindersache.de, www.goere.de können Kinder testen, wie gut sie sich mit dem Internet auskennen. Zur Belohnung für den Test gibt es dann ein Diplom.

Computer-, Internet-Kurs

Wichtig, um Kinder sicher zu machen und auf mögliche Gefahren vorzubereiten: Arbeiten mit Suchmaschinen, Erwerb technischer Kenntnisse, Nutzen Sie kostengünstige Angebote für Kinder und Jugendliche von Trägern der Jugendarbeit.

7.3 Erste Kommunikation

Mailen

Die eigene E-Mail-Adresse zum Beispiel bei www.linomail.de, www.funonline.de, www.lizzynet.de (für Mädchen) sollte zum Schutz und Bedarf auch gleich wieder geändert werden.

E-Cards sind Vorlagen mit netten Cartoons, bei denen man häufig Farbe, Motiv, Musik etc. selbst auswählen kann. Sinnvoll ist es, dafür auf Kinderseiten zu bleiben, wie zum Beispiel auf www.kidchat.de, www.loveline.de, www.emil-gruebaer.de, weil kommerzielle Anbieter den Service mit Werbung verbinden.

Mail-Kontakt: Freunde in fremder Sprache/Land finden geht per Internet leichter und schneller als auf traditionellem Postweg: www.schulweb.de, www.kinder-post.de. Häufig sind diese Kontakte allerdings oberflächlicher und Cyber-Freundschaften nur von kurzer Dauer.

Chatten

Legen Sie zwei oder drei moderierte Chat-Räume zusammen mit ihrem Kind fest, in denen es sicher geschützt ist: zum Beispiel www.kidchat.de, www.kindercampus.de, www.youngavenue.de. Installieren Sie eventuell ein Instant-Messenger-Programm, mit dem ihr Kind feststellen kann, ob Freunde online sind.

Tipps

- bei jüngeren Kindern Anwesenheit eines Erwachsenen bei allen Online-Aktivitäten,
- Datenschutz und Gefahren thematisieren oder eventuell eine Schutzsoftware installieren,
- auf Vereinsamungstendenzen achten, nicht täglich ins Netz, Alternativen im Alltag anbieten.

7.4 Und wenn das Kind etwas bestellt hat?

Das Internet macht es Kindern und Jugendlichen einfach, Bestellungen aufzugeben. Wenn ein Minderjähriger via Internet etwas bestellt hat, können Eltern in der Regel solche Bestellungen wieder rückgängig machen. Das Fernabsatzgesetz räumt jedem Verbraucher

ein weit gehendes Widerrufs- und Rückgaberecht ein. Demnach können Erwachsene die Bestellungen von Kindern binnen zwei Wochen wieder rückgängig machen und die gelieferte Ware zurückgeben. Gründe müssen nicht genannt werden. Wurde diese Frist von zwei Wochen überschritten, sollte der Verbraucher auf der Internet-Seite nachsehen, ob der Anbieter in der gesetzlich vorgeschriebenen, klaren Weise über die Rückgabemöglichkeiten informiert hat. Bei vielen Angeboten ist dies nämlich (noch) nicht der Fall. Außerdem stellt sich die Frage, ob die Werbung für ein Produkt den Regelungen des Mediendienste-Staatsvertrages entsprach. Demnach darf Werbung, die sich an Kinder- oder Jugendliche richtet oder bei Kindern und Jugendlichen eingesetzt wird, nicht ihrem Interesse schaden oder ihre Unerfahrenheit ausnutzen. Werbung muss klar erkennbar sein und vom übrigen Inhalt der Angebote eindeutig getrennt sein. In der Werbung dürfen keine unterschweligen Techniken eingesetzt werden. Gerade Teleshopping darf Minderjährige nicht dazu anhalten, Kauf- oder Miet- bzw. Pachtverträge für Waren oder Dienstleistungen abzuschließen. Das gilt auch für so genannte Taschengeldkonten einiger Internet-Anbieter, auf die Eltern für ihre Kinder bestimmte Beträge einzahlen, über die die Kinder frei verfügen dürfen.

Bei Rechtsgeschäften über das Internet gelten grundsätzlich die Schutzvorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches (§§ 104ff). Demnach sind Geschäfte von Kindern, die noch nicht das 17. Lebensjahr erreicht haben, nichtig. Bei älteren Minderjährigen (die volle rechtsgültige Mündigkeit ist erst mit dem 21. Lebensjahr erreicht)

ist die Genehmigung des gesetzlichen Vertreters (in der Regel also den Eltern) notwendig. Liegt diese nicht vor, kann die Bestellung jederzeit rückgängig gemacht werden bzw. bereits gelieferte und bezahlte Ware zurückgesandt und das Geld wieder eingefordert werden. Allerdings sind Internet-Bestellungen Minderjähriger dann sofort wirksam, wenn die bestellte Ware vom Taschengeld bezahlt wird (Taschengeldparagraf des BGB). Die Eltern müssen einen solchen Kauf also nicht genehmigen, wenn der Minderjährige die vertragsgemäße Leistung mit Geld bezahlt, das ihm zu diesem Zweck oder zur freien Verfügung von einem Vertreter oder mit dessen Zustimmung von einem Dritten (Großeltern, Verwandte, Freunde, Paten) überlassen wurde.

Stellen die Eltern fest, dass der Filius Erotikangebote über 0190er-Einwahlprogramme abgerufen hat, kann nach der Mitte Juni 2002 erlassenen Gesetzesänderung die Bezahlung verweigert werden. Begründung: Solche Angebote gelten als sittenwidrig und weisen in der Regel keine oder nur eine unzureichende Alterskontrolle auf. Der Einzug solcher Gelder über die Telefonrechnung kann also gestoppt werden. Seit 2002 muss die Telefonrechnung solche Zahlungen an Drittanbieter gesondert ausweisen und zugleich die Anschrift dieses Anbieters nennen.

7.5 Der E-Mail Wahnsinn, die Chat-Sucht

E-Mail und Chat sind die absolute Nummer Eins bei Kindern und Jugendlichen. Die Faszination, sich onli-

ne mit jemandem unterhalten und austauschen, möglicherweise sogar verabreden zu können, erzeugt einen faszinierenden Sog, den viele Erwachsene nicht begreifen können. Meist liegt das daran, dass sie selbst noch einen Chat erlebt haben, denn diejenigen, die sich einmal in einen Chat gewagt haben (und es gibt keineswegs nur faszinierende Erotik-Chats), können nachvollziehen, warum dies eine neue, faszinierende Welt ist. Zur vollen Wahrheit gehört aber auch, dass es zunehmende Fälle von Online-Sucht gibt, die einer therapeutischen Hilfe bedürfen, weil alle anderen sozialen Kontakte mit der Zeit absterben. Die übliche Regel, dass zu viel niemals gut sein kann, gilt also auch hier. Deshalb sollte man an die Stelle von strikten Verboten schlicht das Gespräch setzen, in dem man sich auf verbindliche Regeln (maximale Online-Dauer) einigt. Zu einer solchen Vereinbarung gehört auch das Wissen um Vorsichtsmaßnahmen, die unbedingt (selbst beim reizvollsten Chat-Partner) einzuhalten sind. Viele Eltern haben diese Regeln aufgeschrieben und für das Kind direkt neben den PC geklebt:

- Persönliche Daten (Rufnummer, Adresse, Passwörter etc.) werden niemals weitergegeben.
- Verabredungen werden niemals an einsamen Stellen wahrgenommen. Beim ersten Mal nie alleine gehen, Freund oder Freundin mitnehmen, Eltern hinterlassen, wo man ist.
- Immer darauf achten, sich ein Stück Skepsis zu bewahren. In den Chats wird oft gelogen, dass sich die Balken biegen. Wer sich „Martina14“ vorstellt, muss nicht Martina heißen, kann auch ein Junge sein und ist möglicherweise deutlich älter.

- Wenn ich im Netz unangenehm angegangen oder gar bedroht werde, offen darüber sprechen. Entweder die Eltern informieren oder den Betreuer des Chats.
- Die Nettiquette strikt einhalten.
- Surfen kostet Geld, ich bin sparsam und finde auch selbst ein Ende.

7.6 „Was tun, wenn man auf strafbaren Seiten gelandet ist?“

- Nicht schweigen, sondern reden. Informieren Sie die Polizei (zum Beispiel www.bka.de oder baylka@aol.com) sowie die Selbstkontrolle der Multimedia-Dienstanbieter (www.fsm.de). Eine sehr wichtige Stelle ist auch Jugendschutz.net, die von den Innenministern der Länder eingerichtet wurde (www.jugendschutz.net).
- Speichern Sie niemals Bilder oder strafbare Inhalte auf dem Computer. Das allein stellt zum Beispiel bei strafbarer Pornografie ein Delikt dar.
- Informieren Sie bei Belästigungen in Chats oder via E-Mail auch ihren Provider, zumindest aber den Betreuer des Chats (bei AOL die Lotsen, die ständig online sind)
- Wenn Sie sich online in Bereichen aufhalten, in denen man auf Grund des Titels damit rechnen muss, dass dort strafbare Inhalte angeboten werden könnten, müssen Sie damit rechnen, dass ihnen dies als Interesse ausgelegt wird und Sie deshalb mit einem Verfahren zu rechnen haben.
- Das Downloaden von Spielen, die in Deutschland verboten sind, stellt eine Straftat dar. Bedenken Sie bei indizierten Spielen, dass diese aus Gründen des Jugendschutzes von der Weitergabe an Jugendliche ausgeschlossen wurden. Darüber haben sich viele Experten Gedanken gemacht. Unterstützen Sie deren Arbeit und geben Sie indizierte Spiele, die man als Erwachsener ja nutzen darf, ebenfalls nicht an Minderjährige weiter.

Anmerkung

- * Entnommen aus dem Buch Drewes, Detlef: Internet, Familie & Co, Augsburg 2003.

Zu viel Aggression und Delinquenz – Was können wir dagegen tun?

Rolf Oerter

1. Zur Genese aggressiven und delinquenten Verhaltens

1.1 Zum Einstieg einige Beispiele

Ein Zweitklässler, der in der Schule gute Noten hat, wird von zwei Schülern gezwungen, regelmäßig sein Taschengeld abzugeben. Bei Weigerung wird er verprügelt. Der siebenjährige A zerschneidet das Lieblingsstofftier seiner neunjährigen Schwester, die ihn zusammen mit ihrer Freundin vom gemeinsamen Zoospielen ausschließt, und bekommt von seinem Vater eine Tracht Prügel.

Acht Pfadfinder einer Gruppe von 15- bis 20-jährigen werden von einer Rockergruppe (16-20 Jahre alt) häufig bei ihren Naturaufenthalten angemacht, bis es schließlich zu einer aggressiven Auseinandersetzung kommt, bei der einige Pfadfinder schwer verletzt werden. Die beteilig-

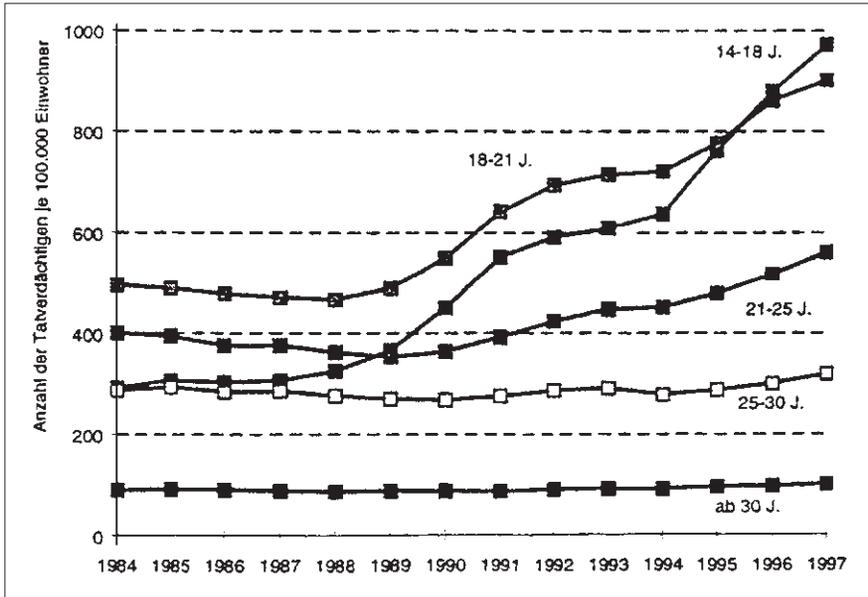
ten Rocker werden zu Haftstrafen verurteilt.

1.2 Einige Statistiken

5-10% der jeweiligen Alterspopulation sind Intensivtäter mit kontinuierlicher Entwicklung zur kriminellen Karriere. Mit Moffitt (1993) spricht man von persistenter Delinquenz. 90% der Jugendlichen sind nur vorübergehend delinquent. Hier handelt es sich um Kriminalität im Rahmen der Persönlichkeitsreifung. Diese Form bezeichnet man als Jugenddelinquenz (Moffitt, 1993).

Die Entwicklung der Gewaltkriminalität, indiziert durch Tatverdächtige in verschiedenen Altersgruppen, zeigt in den letzten Jahren einen Anstieg bei den jüngeren Altersgruppen, was einer Vorverlagerung der Gewaltkriminalität entspricht (Pfeiffer & Wetzels, 2001).

Abbildung 1: Entwicklung der Tatverdächtigenziffern der Gewaltkriminalität verschiedener Altersgruppen in den alten Bundesländern einschließlich Berlin



Noch einige Zahlen zur Gewalt und Mobbing im Schulalltag (Zinnecker & Silbereisen, 1996):

Unbeteiligte: 74%

Nur Täter: 7%

Nur Opfer: 13%

Täter und Opfer zugleich: 10%

Die meisten Aggressionsforscher sind der Meinung, die Aggression sei nicht mehr geworden, aber brutaler.

1.3 Wie war es in der guten alten Zeit?

Wir beklagen die hohe Aggressivität von Kindern und Jugendlichen, vergessen aber die Aggressionen früherer

Zeiten. Die Menschen zeigten brutale Freude an Hinrichtungen, die grausamen Spiele im Kolosseum, die verrohten Horden des Dreißigjährigen Krieges, die Prügeleien junger Männer bei Tanzveranstaltungen, Wagners Erlebnis in Nürnberg, das ihn zur Prügelszene in den Meistersingern anregte und viele andere Beispiele lassen die Schlussfolgerung zu, dass Aggression und Devianz zu allen Zeiten stark ausgeprägt waren, sie konnten nur durch zivilisatorische Macht und Kontrolle in Schranken gehalten werden. Wenn sie nur bei bestimmten Anlässen in Erscheinung traten, so deswegen, weil sie normalerweise unter starken Sanktionen standen.

1.4 Einige Erkenntnisse aus der Forschung

- Psychologischer Befund: die aggressive Situation stachelt Aggression an, Aggression in Gruppen schützt vor individuellen Schuldgefühlen.
- Biologischer Befund: Homo Sapiens besitzt Aggressionspotenzial zum Schutze des Individuums und der Gruppe.
- Paläontologischer Befund: Der Homo Sapiens der Frühzeit war bereits sehr aggressiv. Die Mär von der guten, friedlichen Natur des Menschen stimmt nicht.

Entwicklungspsychologische Befunde: Kinder, besonders Jungen, zeigen aggressives Verhalten bereits in der frühen Kindheit. Aggressionsforscher fragen sich nicht in erster Linie, wie Aggression im Laufe der ersten Lebensjahre entsteht, sondern warum nicht alle Kinder hoch aggressiv sind und bleiben (Tremblay, 2000). Der entscheidende Fortschritt in der Sozialisation des Kindes besteht also darin, die eigene Aggressivität unter Kontrolle zu bekommen und Handlungsfelder zu schaffen, in denen Aggressivität sozial verträglich ausgelebt werden kann.

2. Zur Entwicklung der Aggression

2.1 Einige Entwicklungsschritte zur Kontrolle von Aggression

Spiel

Das Spiel dient vielen Zwecken, unter anderem auch als Ventil für aggressive Impulse. Da Spiel eine Handlung ohne Folgen ist, bleiben auch aggressive Ak-

tionen ohne Konsequenzen (Strafen der Puppe, stellvertretendes Töten eines Spieltieres). Unter diesem Aspekt hat Spiel eine kathartische Wirkung. Aber Spiel dient auch als Feld der sukzessiven Zurücknahme aggressiver Handlungen. Im Übrigen unterscheiden sich spielerische Aggression und echte Aggression zwischen Kindern. Blurton-Jones (1967) beobachtete bei Kindergartenkindern im Scheinkampf folgende Merkmale: Rennen, Jagen und Fliehen, Ringen, Auf- und Niederspringen, mit offener Hand schlagen, ohne richtig zuzuschlagen, den andern auf eine weiche Unterlage werfen bzw. als „Unterlegener“ fallen und lachen. Das Lachen wird als Lächeln mit offenem Mund, wobei die Zähne nicht zu sehen sind, gekennzeichnet. Schimpansen zeigen die gleiche Reaktion. Im Ernstkampf schlagen die Kinder mit geschlossener Faust, bleiben auf der Stelle, runzeln die Stirn und schreien. Das typische Lächeln unterbleibt. Ähnliche Beobachtungen stammen von Pellegrini und Galda (1989). Lehrer und wenig sozial kompetente Schüler können oft nicht zwischen Scheinkampf und echtem Kampf unterscheiden. Sozial weniger kompetente Kinder reagieren ärgerlich und aggressiv und gehen zum echten Kampf über.

Generell bedienen sich Kulturen spielerischer Formen, um Aggressionen zu kanalisieren. Die wichtigste Form der Kanalisation in westlichen Kulturen sind die sportlichen Wettkämpfe, die von Sutton-Smith, Roberts & Kozelka (1963) als ritualisierte Kriege interpretiert werden. Anstatt in ernste aggressive Auseinandersetzungen einzutreten, wählt man den spielerischen Wettkampf, eine Lösung, die bekanntlich die Griechen mit den Olympischen

Spielen institutionalisiert haben. Solange die Spiele währten, durfte nicht gekämpft werden.

Aushandeln

Kinder entwickeln frühzeitig Kompetenzen, Konflikte auf friedlichem Wege beizulegen. Einige Beispiele mögen dies beleuchten. In einer Kinderkrippe streiten sich ein eineinhalbjähriges und ein zweijähriges Kind um einen Waschkorb, der von dem jüngeren als Wiege, in das es sich hineinlegen möchte, deklariert wird, vom älteren Kind jedoch als Behälter zum Einladen von Spielsachen genutzt werden möchte. Das ältere (und sozial kompetentere) Kind geht auf die Spielvorstellung des jüngeren ein und wiegt es in dem Korbe, wobei es ein Lied singt. Ein anderes Beispiel. Ein fünfjähriger Junge fährt auf dem Spielplatz mit seinem Roller. Da nähert sich ein etwa sechsjähriges Kind und nimmt ihm den Roller, um selbst zu fahren. Das jüngere Kind, dessen Mutter weit entfernt ist, sinnt auf eine Lösung des Problems und spielt den Verkehrspolizisten, indem es dem älteren Kind durch Handzeichen zu verstehen gibt, wie es zu fahren hat. Nach einiger Zeit möchte das ältere Kind den Verkehr regeln und überlässt dem jüngeren wieder den Roller. In beiden Beispielen werden Konflikte durch Aushandeln und Eintreten in eine gemeinsame Spielhandlung gelöst.

Wachsende Kontrolle der Aggressivität

Moralisches Wissen kommt vor dem Handeln. In einer Untersuchung von

Nunner-Winkler und Sodian (1988) wurden Vorschulkindern Geschichten mit antisozialem Verhalten vorgelegt. Die Jüngeren beurteilten bereits die Handlung als böse, meinten aber, dass sich der Täter dabei „gut gefühlt“ habe. Die etwas Älteren hingegen urteilten, dass der Täter sich nicht gut fühle und ein schlechtes Gewissen habe.

Wie für Erwachsene kann man Kindern Strategien der Blockade aggressiver Impulse nahe bringen: Durchatmen, bis zehn zählen. Auf diese Weise wird Emotionskontrolle erreicht.

Ein weiterer Aspekt der Aggressionskontrolle sind Empathie und Role-taking. Betroffene Kinder fragen sich dann bereits, wie war das Verhalten gemeint? War es Störung und Zerstörung aus Versehen und nicht „böser“ Impuls?

Verstärkung von nichtaggressivem, prosozialem Verhalten

Ein wichtiger und basaler Mechanismus besteht in der Verstärkung von wünschenswertem Verhalten und der Nichtbeachtung unerwünschten Verhaltens. Eltern, Erzieherinnen, Lehrer und Gleichaltrige tendieren häufig dazu aggressives Verhalten mit aggressiven Reaktionen zu beantworten, was zu einer Heraushebung und eher verstärkenden Wirkung auf die Aggressionstendenz führt. Natürlich ist das Aufwachsen in Settings, in denen Aggression nur in kulturell zugelassenen Formen vorkommt, eine optimale Bedingung für die Sozialisation der Kontrolle von Aggression.

2.2 Sozialisation und Entwicklung von aggressivem Verhalten

Analog zur Sozialisation prosozialen Verhaltens und der Kontrolle von Aggression gibt es auch Bedingungen, die aggressives Handeln fördern und verstärken.

Schlechte Passung und aggressives Erziehungsverhalten

Schon in der frühen Kindheit kann es zu Störungen der Passung zwischen Mutter und Kind kommen, vor allem dann, wenn das Baby Regulationsstörungen hat („Schreikinder“). Da bei solchen Kindern die normalen beruhigenden Reaktionen der Pflegeperson nicht greifen, kommt es nicht selten zur Aufschaukelung des gestörten Verhaltens: anstatt zu beruhigen verstärken die Eltern die Regulationsstörung. Später wirkt sich falsches Erziehungsverhalten ebenfalls negativ aus. Aggressive Eltern produzieren aggressive Kinder.

Imitation von Aggression

Bandura und seine Mitarbeiter haben bereits in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen, dass aggressive Modelle bevorzugt nachgeahmt werden, selbst dann noch, wenn sie vor den Augen der Kinder bestraft werden (Bandura, Ross & Ross, 1963). Aggression ist also ein offenkundig sehr attraktives Verhalten. Ein Grund dafür ist auch, dass Aggression eine „gute Gestalt“ hat, das heißt, dass auffälliges Verhalten gegenüber dem eher ruhigen unauffälligen kooperativem und pro-

sozialem Verhalten viel besser einprägsam ist.

Das Perfide an dem Nachahmungsmechanismus besteht darin, dass die Aggression meist verzögert auftritt, nämlich erst dann, wenn sie für den Akteur zulässig ist. Man wird erst aggressiv, wenn die Situation günstig ist: nach der Schule, außerhalb kontrollierter Räume.

Stimulierende Wirkung von Aggression in Medien

Mit dem Mechanismus der Nachahmung hängt auch der Einfluss aggressiver Modelle in den Medien zusammen. Inzwischen ist eindeutig erwiesen, dass Aggression im Fernsehen eine stimulierende und keine kathartische Wirkung hat (Groebel, 1995). Allerdings besteht kein einfacher Kausalbezug, die Wirkung ist vielmehr abhängig von sozialisatorischen Vorbedingungen, dem situativen Aufforderungscharakter nach der Stimulierung und generell den Gelegenheiten zu aggressivem Verhalten.

Verstärkung von Aggression

Aggressives Verhalten wird häufig ungewollt verstärkt, so durch die Beachtung der sozialen Partner, deren Nachgeben, die Erfahrung von Macht und die Bedürfnisbefriedigung des aggressiven Impulses. Wechselseitige Verstärkung erfolgt in Gruppen. 80% der Straftaten werden in Gruppen verübt. Nach Pfeiffer (2001) neigen Jugendliche aus gewalttätigen Familien mehr als andere Jugendliche dazu, ihre Fa-

milien zu verlassen und sich in Cliques aufzuhalten, dabei werden gewaltbereite Cliques bevorzugt. Außerdem beforworten deviante Cliques stärker als andere Gruppierungen Gewalt.

Eskalation im Einzelverhalten und in Gruppen

Ein zunächst gezieltes kontrolliertes Verhalten gerät außer Rand und Band. So beobachtet man bei Kleinkindern bereits Eskalation im Spiel: aus Klopfen wird Hämmern, aus Streicheln der Puppe wird Schlagen. Wenn das Kind etwas gebaut hat, freut es sich hinterher umso mehr an der Zerstörung des Bauwerkes. Später zeigen sich Eskalationen in sozialen Interaktionen. Ein Wort gibt das andere, heißt es schon in der Alltagssprache, bis es schließlich zu tätlichen Auseinandersetzungen kommt. In Gruppen gibt es häufig Eskalation, z.B. in der Form, dass einer den anderen in einem aggressiven Verhalten überbietet und am Ende schwere Verletzungen des Opfers bzw. massive Vandalismen stehen.

Teufelskreis der Entwicklung

Alle genannten Punkte tragen zu einer negativen zirkulären Entwicklung bei, zu einem *circulus vitiosus*. Aggression erzeugt Aggression und Ablehnung, dies wiederum führt zur Verfestigung aggressiven Verhaltens. Beim Aufbau dieses Zirkels wirken am Anfang nur die Eltern, später die Gleichaltrigen und Lehrkräfte mit, bis schließlich das Verhalten aktenkundig wird und die Betroffenen stigmatisiert werden.

3. Zur Rolle von Monitoring und Struktur

3.1 Zwei Menschenbilder

Für die pädagogische Herausforderung zur adäquaten Intervention und Erziehung kommt es darauf an, welches Menschenbild zu Grunde gelegt wird. Es sind in unserer Kultur vor allem zwei Menschenbilder bestimmend, die durch die Psychologie mitgeprägt wurden.

Menschenbild 1: der mündige Mensch. Er ist autonom, selbstverantwortlich und in der Lage, in allen erdenklichen Situationen verantwortungsbewusst und moralisch zu handeln.

Menschenbild 2: Das Handeln des Menschen resultiert aus zwei Komponenten: seiner Persönlichkeit und der Situation.

Menschenbild 1 herrscht in der Pädagogik, Philosophie, Theologie und auch in der Psychotherapie vor. Menschenbild 2 dominiert in der Psychologie allgemein, in der Rechtsprechung und wohl auch bei der Erziehungsideologie der meisten Eltern. Es erklärt mehr an menschlichem Verhalten als Menschenbild 1. Das Menschenbild der autonomen, selbstverantwortlichen Persönlichkeit scheint eher in Ausnahmefällen zuzutreffen (Jesus, Gandhi, Sokrates). Das Menschenbild von der situativen Mitbestimmtheit des Handelns erklärt sowohl Alltagsverhalten als auch Verhalten in Extremsituationen. Das bestialische Verhalten der KZ-Wärter, die zu Hause brave Familienväter waren, der Serben im Bosnien-

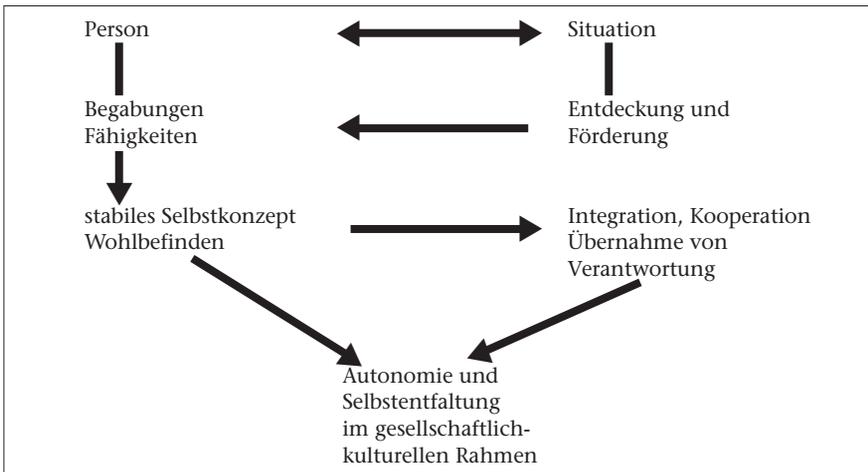
krieg, die vor und nach vollbrachten Gräueltaten in geordneten Familienverhältnissen lebten, die Verrohung der Soldateska im Dreißigjährigen Krieg und Tausende anderer Beispiele aus der Weltgeschichte belegen die Abhängigkeit des Verhaltens von der Situation.

So lässt sich eine These mit hohem Allgemeinheitsgrad formulieren: Der Mensch ist wie alle Lebewesen nur in der Interaktion mit seiner Umwelt zu verstehen. Menschliche Umwelten werden durch die Kultur bestimmt, die dafür sorgt, dass der Mensch in der Gemeinschaft angepasst und zugleich produktiv handeln kann.

Dies gilt in besonderem Maße für Kinder und Jugendliche, die auch in der Rechtsprechung als nicht voll verantwortungsfähig gelten. Viele Kulturen gehen in ihrer Auffassung über die

situative Gefahr viel weiter als die westliche. Die javanische Kultur in Indonesien beispielsweise verbietet, dass junge Männer und Frauen vor der Ehe allein zusammen sind. Die Begründung lautet, dass sie ohne Kontrolle sofort Sexualbeziehungen aufnehmen würden. Heute ist allerdings der Kontakt zwischen den Geschlechtern längst möglich. Auch in Spanien herrschten in den fünfziger und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts noch strenge Sitten. Jüngere Männer und Frauen durften sich auf der Rambla nicht ansprechen. Bemerkenswert ist das Menschenbild der Zapoteken: der Mörder wird nach verbüßter Strafe wieder in die Gemeinschaft aufgenommen.

Im Folgenden vertrete ich ebenfalls das Menschenbild 2, allerdings mit dem Versuch, die Aspekte des Menschenbildes 1 in die pädagogische Konzeption zu integrieren.



Die pädagogischen Folgen von Menschenbild 2 führen unter anderem zu zwei Maßnahmen:

- Jugendliche brauchen Kontrolle (Monitoring);
- Kinder und Jugendliche brauchen eine sinnvolle Strukturierung des Alltags.

Zu beiden Aspekten liegt eine Fülle von Befunden vor, die im Folgenden auszugsweise dargestellt werden sollen. Dabei werden wir uns zunächst mit Ergebnissen zur elterlichen Kontrolle befassen und hernach den Einfluss eines wenig strukturierten Settings, der offenen Jugendheime darstellen.

3.2 Eltern als Erzieher: Können sie ihre Kinder wirklich schützen?

Was ist das Erste, was die Leute sagen, wenn sie hören, dass ein Jugendlicher straffällig geworden ist: Wo waren die Eltern? In unserem Alltagsverständnis und auch unter Politikern existiert die Überzeugung, Eltern können Jugendliche von delinquenten Handlungen abhalten, wenn sie sie gut überwachen. Bei den zahlreichen Untersuchungen zum elterlichen Erziehungsstil hat sich hauptsächlich auch eine Variable als stichhaltig für den Schutz gegen Delinquenz und Devianz erwiesen: Das Monitoring, die Kontrolle. Wir wollen im Folgenden den Begriff Monitoring verwenden, da „Kontrolle“ und „Überwachung“ zu sehr nach Gefängnis und Restriktion klingen.

Monitoring war lange Zeit für die Jugendforschung die Lösung für Prävention devianten Verhaltens.

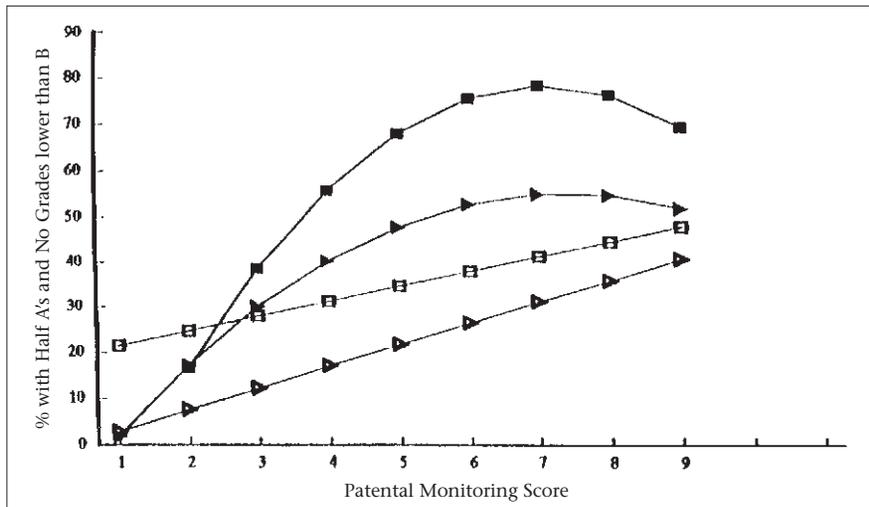
„Elterliches Monitoring ist eine angemessene Strategie (...) sie hilft, Jugendliche vom Alkohol- und Drogengebrauch abzuhalten und verhindert Kontakte mit drogennehmenden Jugendlichen“ (Fletcher, Darling & Steinberg, 1995, zitiert nach Stattin & Kerr, 2003).

Quer- und längsschnittliche Untersuchungen haben in der Tat erbracht, dass Jugendliche mit wenig Monitoring

- mehr deviante Freunde haben,
- zur Delinquenz tendieren,
- mehr Drogen nehmen,
- häufiger rauchen,
- mit fortschreitender Zeit ihren Drogenkonsum steigern,
- schlechtere Schulleistungen vorweisen und
- ein riskanteres Sexualverhalten zeigen.

Das Beispiel einer älteren Untersuchung mag den Zusammenhang zwischen Monitoring und günstiger Entwicklung eindrucksvoll demonstrieren. Bronfenbrenner (1990) demonstriert den Zusammenhang zwischen Monitoring und Schulleistung, wie er in Abb. 2 zu sehen ist. Mädchen und Jungen von Müttern mit niedriger Schulbildung profitieren linear vom Ausmaß des elterlichen Monitoring für ihre Schulleistung, Jugendliche, deren Mütter höhere Schulbildung aufwiesen, profitieren noch mehr, aber der optimale Einfluss des Monitoring liegt bei etwas niedrigeren Werten.

Abb. 2: Elterliches Monitoring und Schulleistung (Prozentanteil der Schülerinnen und Schüler mit mittleren bis guten Noten)



Legende: ■ weiblich, hoher Bildungsgrad der Mutter
 ▲ männlich, hoher Bildungsgrad der Mutter
 □ weiblich, niedriger Bildungsgrad der Mutter
 △ männlich, niedriger Bildungsgrad der Mutter

Ein ganz ähnlicher Kurvenverlauf ergibt sich bei frühen Sexualbeziehungen. Diese nehmen mit wachsendem Monitoring ab. Snyder und Patterson formulieren daher als Schlussfolgerung (zitiert nach Stattin & Kerr, 2003): „Eltern müssen Regeln setzen und prüfen, ob diese Regeln eingehalten werden (ob Commitment besteht). Wenn diese Regeln verletzt werden, müssen sie disziplinäre Maßnahmen ergreifen.“

Nun zeigen aber neuere Befunde, die vor allem von Stattin und Kerr (2003) zusammengestellt wurden, dass es zwischen Monitoring und dem jugendlichen Verhalten Bedingungen gibt, die diesen Zusammenhang modifizieren.

Viele Jahre sahen die Forscher das Wissen der Eltern als Hauptmaß für Monitoring an, weil es so robust mit dem de-

linquenten Verhalten der Jugendlichen verknüpft war. Nun stellt sich heraus, dass das Problemverhalten der Jugendlichen mit ihrer Weigerung, sich mitzuteilen zusammenhängt. Mit anderen Worten, je häufiger Jugendliche schlimme Dinge tun, desto weniger erzählen sie ihren Eltern darüber.

Stattin und Kerr erfassten, warum Jugendliche Auskunft verweigern.

Eine erste Persönlichkeitserklärung ist die Manipulation (Jugendliche halten Information von ihren Eltern fern, um sie zu manipulieren). Diese Tendenz erfasst man durch Items wie:

- Ich kann mich gewöhnlich aus jeder Sache herausreden.
- Ich denke, ich kann einen Lügendetektor schlagen.

- Es macht mir Spaß, jemanden zu täuschen (aufs Kreuz zu legen).
- Es ist manchmal ein richtiger Spaß, jemand so weit zu bringen, bevor er kapiert, was los ist.

Als zweites Persönlichkeitsmerkmal fanden die Autoren Versagenserwartung. Wer erwartet, in der Schule oder anderswo zu versagen, verbirgt die Information, um einer negativen Bewertung zu entgehen. Dies erfasst man mit Items wie:

- Ich habe kein Vertrauen in meine Fähigkeit, eine schwierige Aufgabe zu meistern.
- Ich werde unsicher, wenn mir neue Aufgaben gegeben werden.

- Ich denke oft, es ist den Versuch nicht wert, sich an eine schwierige Aufgabe zu wagen.

Die dabei auftretende Versagensfalle lässt sich so formulieren:

Wer erwartet, bei schwierigen Schularbeiten zu versagen,

- tut Dinge, die mehr Spaß machen – geht „aus dem Felde“
- und gerät dabei oft in delinquente Gruppen.

Stattin und Kerr fanden folgende Zusammenhänge zwischen Neigung zur Delinquenz und den beiden Variablen „Manipulation“ und „Versagenserwartung“:

Problemverhalten	Manipulation	Versagenserwartung
Gewalttätigkeit	.28	.14
Delinquenz	.38	.16
delinquente Freunde	.22	.16

Die Zusammenhänge liegen für Manipulation höher als für Versagenserwartung, bleiben aber insgesamt niedrig.

Es fragt sich nun, ob das gleichzeitige Auftreten beider Merkmale ein höheres Risiko darstellt. Dies ist nun tatsächlich der Fall:

	Manipulation	Versagenserw.	Manip. + Vers.	keines von beiden
Verbergen von Information	.07	-.37	.75	-.62

Nur Jugendliche, die beide Merkmale zeigen, verbergen Information. Der Zusammenhang gilt auch für das Problemverhalten selbst. Erst wenn beide

Merkmale zusammen auftreten, zeigen sich massive Korrelationen mit Delinquenz, Schwierigkeiten im Umgang und Alkoholkonsum.

Problemverhalten	Manip. + Vers.-erw.	Manipul.	Vers.-erw.	keines von beiden
Delinquenz	.61	.13	-.29	-.40
Delinquente Freunde	.53	-.01	-.26	-.28
Schwierig (troublesomeness)	.93	.31	-.48	-.63
Starke Trinker	.61	.24	-.26	-.39

Alarmierend ist der prozentuale Anteil der Jugendlichen mit beiden Merkmalen an allen Gewaltdelikten.

Gewaltdelikt	%Anteil M+F
Bedrohung und Zwang	65
Straßenkämpfe	39
Verursachung von Verletzungen mit Krankenhausauf.	52
Beifügen von Messerverletzungen	46

Vorläufiges Resümee

Kontrolle (Monitoring) scheint wichtig für die Verhütung von Delinquenz zu sein. Das bedeutet, dass Eltern im Jugendalter immer noch eine wichtige Funktion für eine gedeihliche Entwicklung ausüben. Allerdings funktioniert das Monitoring offensichtlich nur, wenn die Jugendlichen offen gegenüber ihren Eltern sind. Circa fünfzig Prozent der delinquenten, insbesondere der gewalttätigen Jugendlichen zeigen die Tendenz zur Manipulation ihrer Eltern kombiniert mit Versagenserwartung. Diese Jugendlichen verbergen ihre Handlungen und Neigungen vor den Eltern. Für einen großen Prozentsatz der gefährdeten Jugendlichen versagt also das elterliche Monitoring, weil die Eltern trotz Kontrolle und Nachfragen nichts von ihren Kindern erfahren, sondern im Gegenteil sogar getäuscht werden. Es gibt also eine Wechselwirkung von Persönlichkeit und Kontrolle. Wer gerne schwindelt und Misser-

folge in der Schule hat, betrügt seine Eltern. Das erklärt, warum so viele Eltern aus allen Wolken fallen, wenn sie hören, dass ihr Sohn oder ihre Tochter Drogen nimmt, straffällig geworden ist oder auch nur das Klassenziel nicht erreicht hat.

3.3 Offene Jugendzentren (Jugendfreizeitheime mit freiem Angebot) als wenig strukturierte Settings

Eine zweite von allen mit Erziehung befassten Kräften geteilte Überzeugung, die ebenfalls mit dem Monitoring zusammenhängt, bezieht sich auf die Einrichtung von Jugendzentren. Diese Überzeugung lässt sich so formulieren:

„Es ist besser, die Jugendlichen weg von der Straße zu haben und besser an Orte zu bringen, wo sie von Erwachsenen beaufsichtigt werden können.“

Viele Gemeinden bemühen sich, Jugendliche zu sportlichen, künstlerischen, politischen oder religiösen Aktivitäten zu führen. Diese Zielsetzung wird in offenen Jugendzentren, Jugendheimen verwirklicht und geschieht in bester Absicht. In Europa gibt es derzeit ca. 18000 Jugendklubs oder Jugendzentren, die ca. 3,5 Millionen Jugendliche betreuen. Typischerweise öffnen sie am Abend und schließen gewöhnlich wieder um ca. 11.30 Uhr. In Deutschland sind viele Jugendzentren nur am Nachmittag bis zum frühen Abend geöffnet. Sie bieten Möglichkeiten zum Schwimmen, Tischtennis, zu Video-Spielen, Wurfspielen, Fernsehen und Musik. Man erwartet, dass die Jugendlichen in solchen Zentren zu sinnvollen Tätigkeiten angeregt und von risikoreichen, delinquenten Handlungen abgehalten werden. Ist das wirklich so?

Die Forschung bestätigt, dass organisierte Freizeit in der Tat Problemverhalten mindert oder vermeiden hilft, wenn

- das tägliche Leben der Jugendlichen strukturiert wird,
- die Kontakte zu kompetenten Erwachsenen und Peers funktionieren,
- Fertigkeiten und Geschicklichkeiten der Jugendlichen (und damit ihr positives Selbstkonzept) sowie ihre Interessen entwickelt werden,
- Gelegenheiten geschaffen werden, bei denen sich Jugendliche kompetent und in einem sozialen System akzeptiert fühlen.

Die Forscher betonen besonders, dass die Aktivitäten geplant und organisiert werden sollten, damit Fortschritte in einzelnen Bereichen, wie Sport, Musik, Theater, Schach, Politik erzielt werden,

denn dann kann sich ein positives Selbstkonzept entwickeln, das sich durch die eigenen Fähigkeiten definiert und auf diese Weise stabil wird.

Risiken hingegen bestehen für die Entwicklung Jugendlicher, wenn

- Freizeit wenig strukturiert ist,
- keine Fertigkeiten entwickelt werden,
- kein Gefühl für die eigene Kompetenz entsteht,
- klare Ziele fehlen und
- der Einzelne mit vielen problembehafteten Jugendlichen in Kontakt kommt.

Stattin und Kerr argwöhnen, dass genau dies in offenen Jugendzentren (Local Youth Recreation Centers) der Fall ist. In ihnen findet sich:

- eine Betonung von Hier-und-Jetzt-Aktivitäten,
- die Bevorzugung von spontanen Handlungen, die nicht primär auf die Förderung von Fertigkeiten oder Talenten ausgerichtet sind.

Laut bisheriger Forschung finden sich in solchen Jugendzentren gehäuft Jugendliche mit mangelndem elterlichen Monitoring, gehäufte Normüberschreitung und schlechten Schulleistungen sowie geringer Schulmotivation.

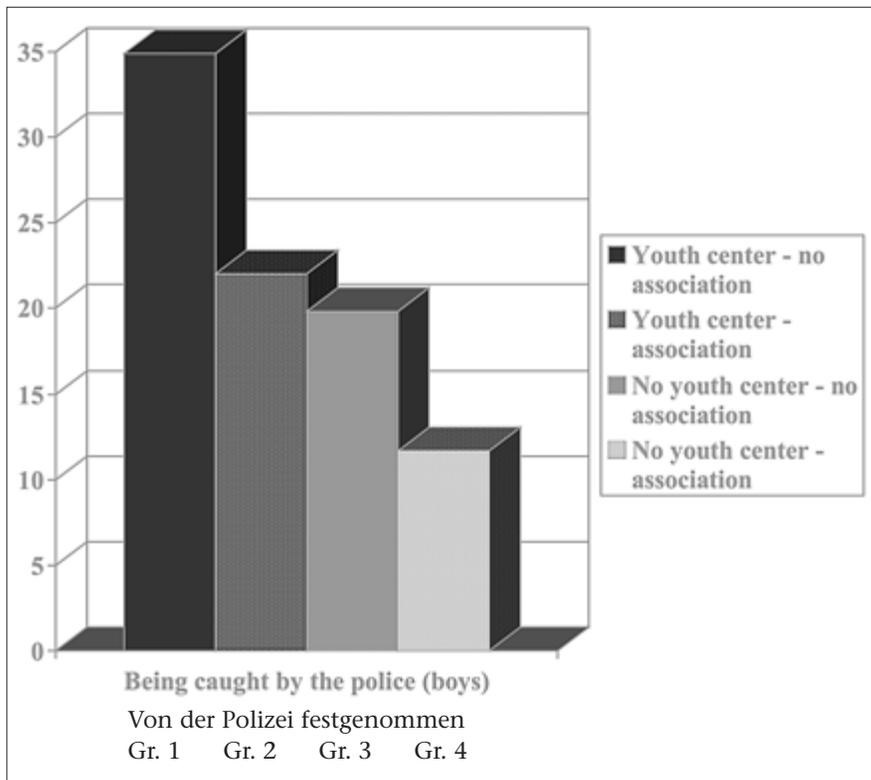
All dies gilt natürlich nur, wenn die Philosophie der Jugendzentren tatsächlich die spontane, beliebige und wenig strukturierte Nutzung von Angeboten im Mittelpunkt hat. Stattin und Kerr führten in Schweden umfangreiche Untersuchungen durch, die sowohl Jugendliche, die solche Local Recreation Centers besuchten, als auch Jugendliche, die sie nicht besuchten, umfasste.

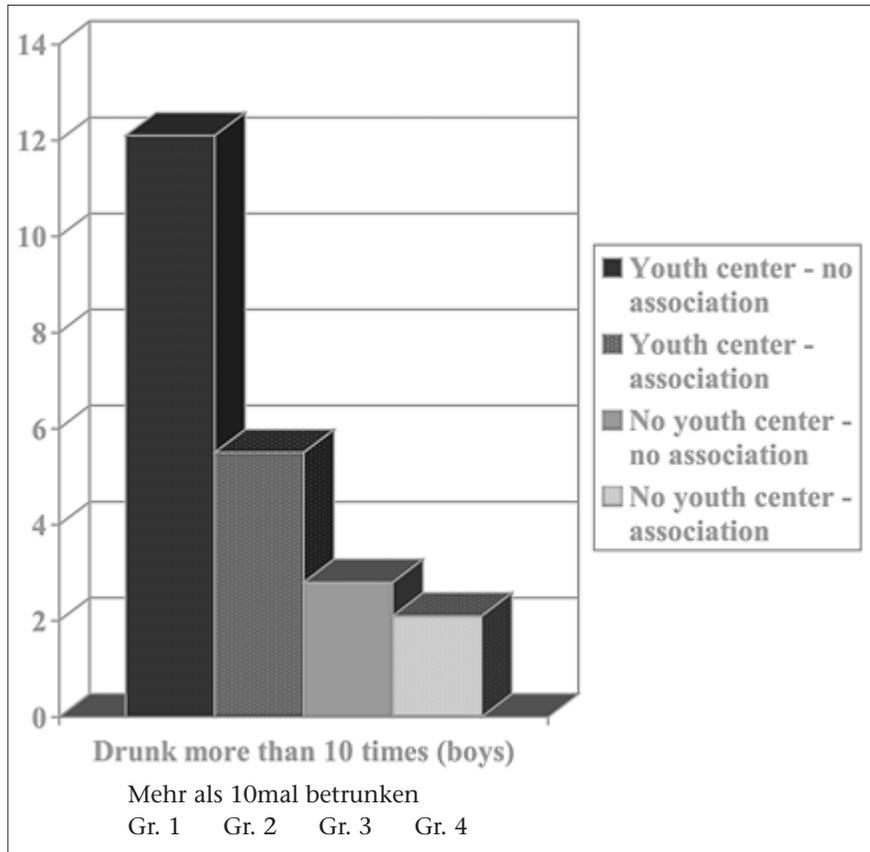
Im Einzelnen wurden vier Gruppen von 15-jährigen gebildet:

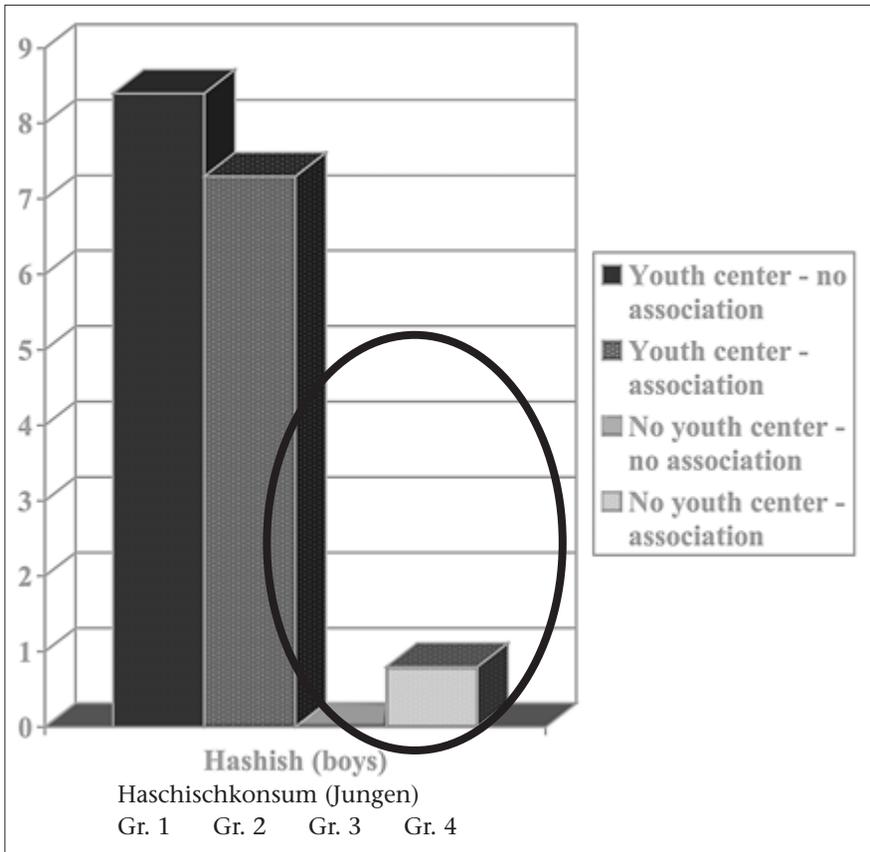
1. Besuch von Jugendzentren und keiner Mitgliedschaft in Klubs oder Organisationen
2. Besuch von Jugendzentren und Mitgliedschaft in Klubs oder Organisationen
3. Kein Besuch von Jugendzentren, keine Mitgliedschaft in Klubs oder Organisationen

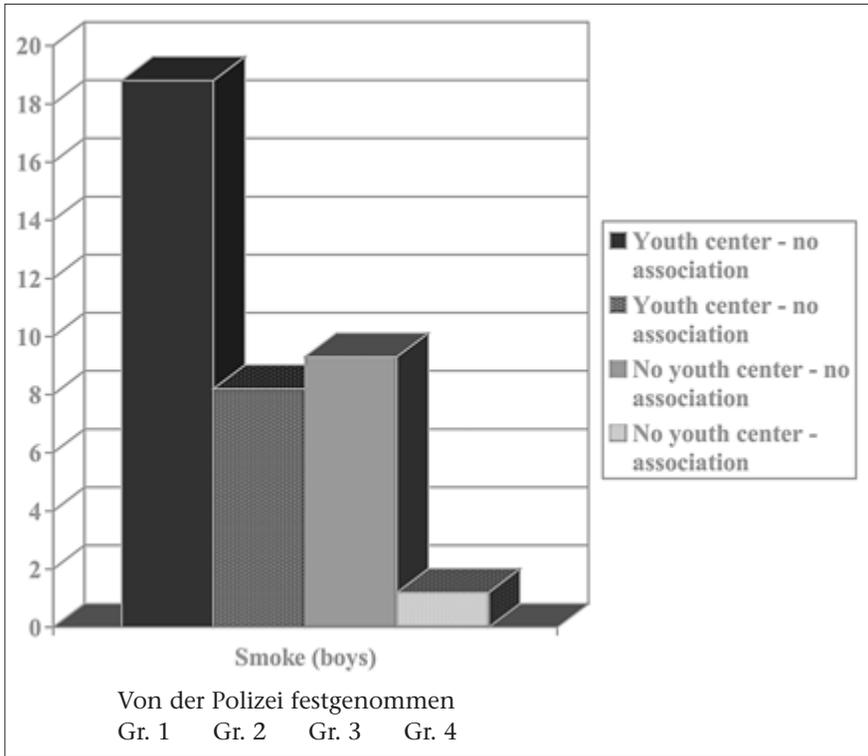
4. Kein Besuch von Jugendzentren, Mitgliedschaft in Klubs oder Organisationen

Die folgenden Grafiken (Stattin & Kerr, 2003) zeigen sehr einheitliche Ergebnisse. Immer ergibt sich das gleiche Bild: Gruppe 1 (ausschließlich Besuch von Jugendzentren) ist am gefährdetsten. Hier zeigen sich die häufigsten Festnahmen durch die Polizei, exzessiver Alkoholgenuß, Haschischkonsum und Rauchen.









Stattin und Kerr fassen ihre Untersuchungen über Jugendliche folgendermaßen zusammen: Alle unsere Untersuchungen, die mehr als 12.000 Jugendliche zwischen 13 und 16 Jahren umfassen, erbringen das gleiche Ergebnis. Wann immer wir einen Einfluss von Jugendzentren (Recreation Centers) finden, ist er negativ. Die Untersuchungen wurden erstmals in den 70er Jahren durchgeführt und in den 90er Jahren wiederholt. Die Effekte waren die gleichen.

Wie lässt sich die negative Wirkung von offenen Jugendzentren in der Art der Local Recreation Centers erklären?

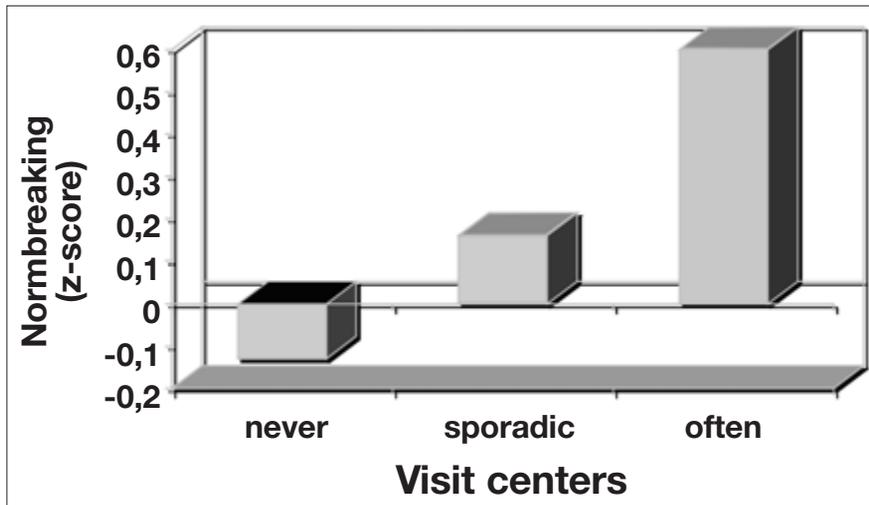
Die einfachste Erklärung wäre, dass vorzugsweise problembehaftete Jugendliche in offene Jugendzentren gehen. Diese Hypothese wurde aber von den Autoren kontrolliert und widerlegt. Sie konnten in Längsschnittstudien sogar zeigen, dass der jeweilige Beginn des Besuchs solcher Zentren ausschlaggebend für die Verhaltensschwierigkeiten war und nicht andere Faktoren. Auch die soziale Herkunft und ungünstige häusliche Bedingungen konnten die negative Wirkung von Jugendzentren nicht erklären. Stattin und Kerr vermuten daher, dass es der Kontakt mit Peers ist, der eine ausschlaggebende Rol-

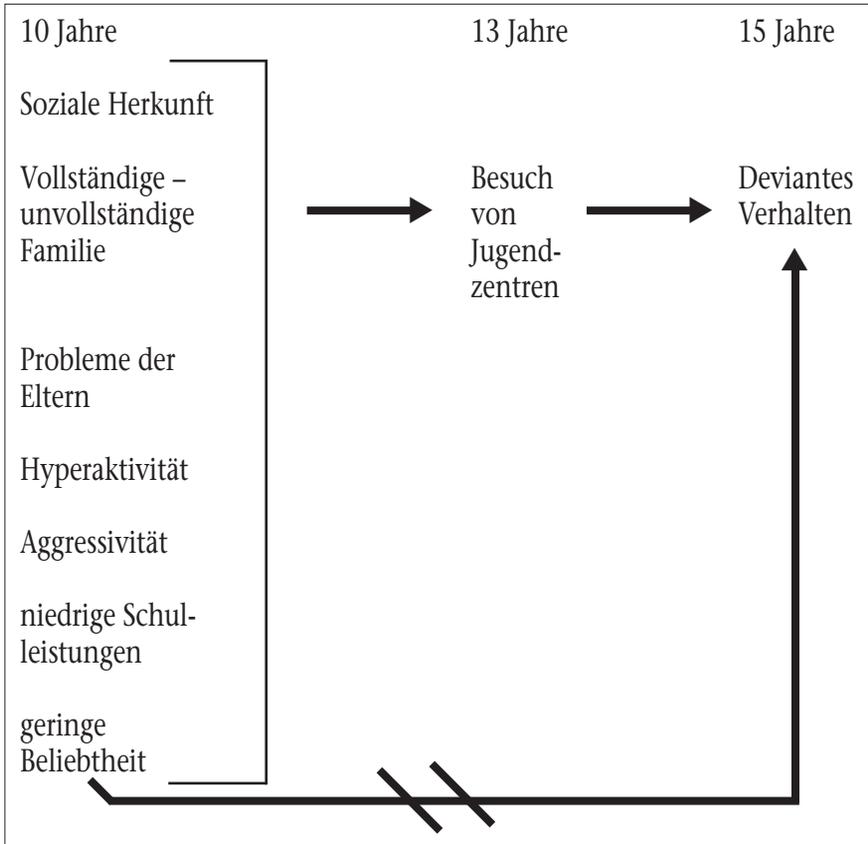
le spielt. Nachdem bislang nur Befunde von Jungen vorgestellt wurden, soll diese Annahme für Mädchen näher erläutert und empirisch geprüft werden.

Jugendzentren bieten viele Möglichkeiten, Kontakte mit Peers herzustellen. Mädchen treffen mit jüngeren, gleichaltrigen und älteren Jugendlichen beiderlei Geschlechts zusammen. Probleme können dabei entstehen, weil Jugendzentren nicht so altershomogen sind wie organisierte Jugendgruppen. In Jugendzentren sind gehäuft männliche Jugendliche mit Verhaltensproblemen, Mädchen werden daher häu-

figer als anderswo mit problematischen Jugendlichen und mit älteren Jungen mit normüberschreitendem Verhalten zusammentreffen. Mädchen kommen in solchen Jugendheimen also öfter als anderswo mit devianten oder doch die Norm brechenden älteren Jugendlichen zusammen und geraten in deviante Peergruppen. Die Autoren befragten in zwei großen Untersuchungen fünfzehnjährige Mädchen nach verbotenen (Norm überschreitenden) Verhaltensweisen und gewannen so Daten über deren deviantes Verhalten. Nun prüften sie, ob diese Mädchen mit 13 Jahren Jugendzentren besucht hatten oder nicht.

Unterschiede bezüglich normüberschreitendem Verhalten mit 15 Jahren zwischen Mädchen, die mit 13 Jahren niemals, sporadisch oder oft Jugendzentren besuchten

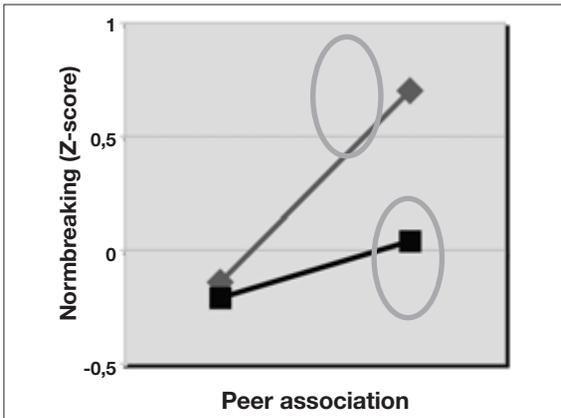




Der Einfluss der offenen Jugendzentren kann also nicht auf ungünstige Bedingungen oder Faktoren im Alter von 10 Jahren zurückgeführt werden. Als Erklärung bietet sich an: Das in-

tensive Engagement mit Peers in Jugendzentren schadet der Entwicklung, nicht aber die Peerkontakte außerhalb der Einrichtungen.

Die Interaktion zwischen Besuch von Jugendzentren und Peerkontakten mit 13 Jahren sagt normverletzendes Verhalten mit 15 Jahren vorher



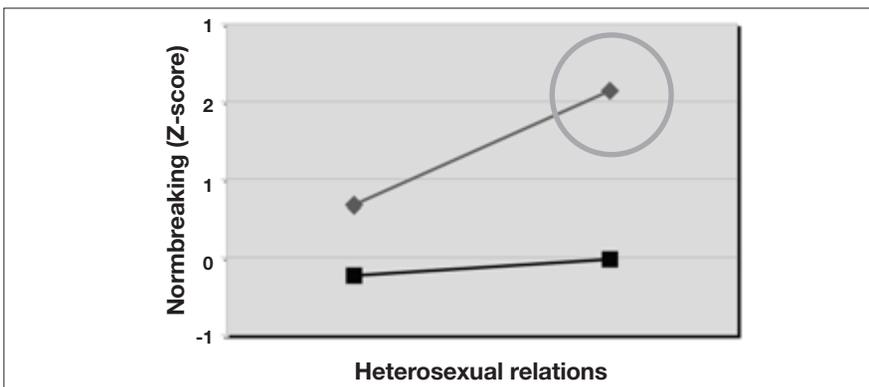
Wie oft besuchen die Mädchen offene Jugendeinrichtungen?

oft
selten

Extensive Peerkontakte außerhalb von offenen Jugendzentren sind nicht mit Normverletzungen assoziiert

Extensive Peerkontakte in Jugendzentren sind assoziiert mit Normverletzungen

Die Interaktion zwischen Besuch von Jugendzentren mit 13 Jahren und heterosexuellen Beziehungen mit 15 Jahren als Prädiktor für normverletzendes Verhalten mit 15 Jahren



oft
selten

Besonders Mädchen, die Jugendzentren besucht haben, nehmen intime Beziehungen zu Jungen auf.

Eine weitere Annahme, die getestet wurde, besteht darin, dass die extensiven Peerkontakte von Mädchen mit älteren Jungen Auswirkungen auf riskantes Sexualverhalten haben könnten. Obige Grafik belegt, dass diese Annahme begründet ist. Die an Mädchen gefundenen Ergebnisse sind doppelt belegt. Die erste Untersuchung stammt aus dem Jahr 1970, die zweite aus dem Jahr 1998. Die ungünstige Wirkung von Jugendzentren gilt nur für Mädchen, die (1) oft diese Einrichtungen besuchen und (2) heterosexuelle Beziehungen aufnehmen. Aber der Zusammenhang zwischen Besuch der Jugendzentren und normverletzendem Verhalten ist kein Selektionseffekt – nicht (nur) die schwierigsten Jugendlichen besuchen die Jugendzentren.

Diese Befunde führen uns zu einer weiteren, einer spezifischen These, die wir der oben formulierten allgemeinen These zur Seite stellen: Kinder und Jugendliche brauchen Kontrolle (Monitoring) und Struktur. Vergleicht man Erwachsene und Heranwachsende, so sind die Erwachsenen wesentlich stärker kontrolliert und in einem stark strukturierten Umfeld eingezwängt als Kinder und Jugendliche. Es ist einerseits verständlich, dass man den Kindern mehr Freiraum gewährt und für spontane Wünsche Platz lässt. Andererseits setzen wir Heranwachsende einem großen Risiko aus, wenn wir ihren Freiraum zu amorph lassen.

Man könnte nun einwenden, dass die Jugenddelinquenz wieder verschwindet. In der Jugend über die Stränge schlagen, gehört zur Entwicklung. Jugend muss sich austoben. Gewiss, oh-

ne Risiko geht es nicht, aber das Risiko muss sich in Grenzen halten.

Zunächst ist die Kehrseite von Aggressivität und Delinquenz der Mangel an Leistung, Können und Fertigkeiten. Damit verliert man kostbare Zeit. Jugendliche mit niedrigen Leistungen zeigen gehäuft delinquentes Verhalten. Sie sind also doppelt benachteiligt. Einerseits laufen sie Gefahr, straffällig und damit stigmatisiert zu werden, andererseits wird ihr Potenzial an Leistungsmöglichkeiten nicht genutzt und geht vielfach auf Dauer verloren.

4. Was tun? Möglichkeiten des Abbaus von Delinquenz und Aggression

Das Hauptziel dieses Beitrags ist die Bemühung um eine bessere Strukturierung des Alltags von Jugendlichen. Strukturierung und Füllung der Zeit mit Aktivitäten ist aber nur ein formales Kriterium. Es kommt auf die Inhalte an, mit denen sich Jugendliche auseinandersetzen. Dass beispielsweise die Schule häufig nicht angenommen und für große Gruppen von Jugendlichen als Stätte des Frustes und der Langeweile erfahren wird, ist eine bedauerliche Tatsache. Eine Sammlung von Zitaten, wie Schüler ihre Schule beschreiben, mag als Illustration dienen: „Wer soll das aushalten, einfach nur die Zeit absitzen? Da brauchst du guten Koks.“ (...) „Stimmt, wir sind grausam geworden. Es ging nur noch darum, den Unterricht zu schmeißen, bewusst zu stören, kloppen, schwatzen, Zettel schmeißen, mit Handys spielen (...) krude Cliquenkämpfe, Zigaretten, Drogen.“ Aus

dem Buch von Ines Geipel über das durch die schrecklichen Ereignisse bekannt gewordene Erfurter Gymnasium: Für heute reicht's. (Zitate aus der SZ v. 23.1.04).

In einem meiner Seminare machten Lehrer unter anderem eine Umfrage unter 12-jährigen Schülerinnen und Schülern einer oberbayerischen Kleinstadt. Auch hier waren viele Äußerungen erschrecken negativ.

Bevor wir alternative Möglichkeiten einer besseren Strukturierung des kindlichen und jugendlichen Alltags diskutieren, seien noch zwei Aspekte genannt. Der Erste bezieht sich auf das Hauptziel der inhaltlichen Füllung des Angebotes, der andere auf den Rahmen, innerhalb dessen die Strukturierung nur sinnvoll erscheint.

- Wichtige Zielsetzung: Entdecken und Fördern individueller Fähigkeitspotenziale. Die Leistungsverbesserung in solchen Bereichen führt zur Stabilisierung des Selbstkonzeptes und zur Steigerung des Selbstwertgefühles.
- Nutzung der systemischen Wirkung: ein Erklärungsansatz für die oben formulierte allgemeine These. Das Angebot muss in ökologisch validen Settings erfolgen, d.h. im Lebensraum des Kindes und Jugendlichen.

4.1 Ein positives Beispiel: die Helene-Lange-Schule

Zum Verständnis der Andersartigkeit von Förderung im Setting Schule sei die Helene-Lange-Schule kurz dargestellt.

Die Helene-Lange-Schule ist eine private Gesamtschule in Wiesbaden, die in der PISA-Studie als beste Schule in Deutschland abgeschnitten hat. Als Frau Enja Riegel vor 13 Jahren die Leitung übernahm, fand sie eine recht heruntergekommene Einrichtung vor. Sie entwarf einen neuen Lehrplan und krepelte die gesamte Schulorganisation um. Was für unsere Thematik von besonderer Bedeutung ist, sei hier kurz zusammengefasst. Die Hauptfächer Mathematik und Deutsch wurden drastisch reduziert, sodass umgeschlagen auf die Gesamtdauer des Schulbesuchs von vier Jahren 1 1/2 Jahre regulärer Unterricht wegfielen. An Stelle dieser Stunden wurden Projekte entwickelt und Theater gespielt. Beide Formen der Aktivität waren aber so angelegt, dass die Schülerinnen und Schüler voll und ganz – und um ein vielfaches mehr als im Normalunterricht – in Anspruch genommen waren. Sie hatten alle Details selbst zu organisieren und waren so sehr mit ihrer Gesamtpersönlichkeit involviert, dass sie vor jeder Aufführung extremes Lampenfieber hatten und als Akteure, sei es vor oder hinter der Bühne, tief greifende Erfahrungen machen konnten. Auch die Projekte erforderten die ganze Person und verhalfen zum Aufbau von Kompetenzen, ohne die man solche Vorhaben gar nicht ausführen kann. Dazu gehörten Fertigkeiten des Sammelns von Informationen, die nicht in Form von Schulbüchern und Lehrmaterialien vorlagen, vertieftes Leseverständnis, Durchführung von Interviews, Gestaltung von Plakaten, Anfertigen guter Fotos und Videos, soziale Geschicklichkeiten des Durchsetzens von Vorhaben in der Öffentlichkeit und vieles andere mehr. Auch der

normale Unterricht wurde durch diese Initiativen verändert, die Schülerinnen und Schüler griffen mehr als üblich in die Gestaltung des Unterrichtes ein, stellten ihre eigenen Fragen und schafften offenkundig ein besonderes Lernklima.

4.2 Projekte als ganzheitliche Aktivitäten

Man hat seit langem erkannt, dass Projekte unterschiedlichster Art Kinder und Jugendliche außerordentlich motivieren können und dass die Ergebnisse oft erstaunlich sind und die Erwartung weit übertreffen können. In zahlreichen Schulen organisieren Lehrer außerhalb der festgelegten Unterrichtszeit solche Projekte. Die Kulturstiftung der Länder hat in einem eben herausgebrachten Buch 85 Projekte unterschiedlichster Art gesammelt. Dabei handelt es sich ausschließlich um ästhetisch orientierte Projekte, also um Musik, Kunst, Literatur und Medien.

Erweitert man das Spektrum um Sport, Tanz, Ballet, Technik und Naturwissenschaft, so ergibt sich wahrhaft ein Universum an Möglichkeiten. Projekt ist aber kein Zauberwort, das von selbst positive Wirkungen zeitigt. Projekte müssen so angelegt werden, dass sie die volle Kraft der Beteiligten in Anspruch nehmen. Daher sind für unsere Zielsetzung vor allem Vorhaben geeignet, bei denen alle Schritte von Anfang bis Ende von den Jugendlichen selbst begangen werden, alle Details selbst ausgearbeitet werden. Mit anderen Worten, Idee, Thema, Planung, Organisation, Durchführung, Fertigstellung und nicht zu vergessen Präsentation in der Öffentlichkeit gehören zusammen

und sollten im Wesentlichen das Werk der Jugendlichen selbst sein.

Hier sei noch ein Beispiel von de Bruin angeführt: Zwei Jugendgruppen organisierten die Erstellung und Präsentation einer Musik-CD, die von den Jugendlichen mit eigener Musik bespielt wird.

4.3 Das Hereinholen von Experten

Künstler, Techniker, Handwerker zeigen ihr Können und regen zur Mitarbeit an. Viele Schulen nutzen diese Möglichkeit, so z.B. die Ferdinand-Freiligrath-Oberschule in Berlin und die Adelhochschule in Augsburg. Die erstaunliche Wirkung dieses Hereinholens liegt unter anderem darin, dass Experten von außen als authentisch und glaubwürdig erscheinen. Sie kommen aus dem realen Leben „von draußen“, anders als die Lehrkräfte, die innerhalb des Gettos Schule leben und arbeiten. Die Experten-Idee löst auch andere Probleme, wie etwa gediegene Musikausbildung oder Kunsterziehung in Kindergärten und Grundschulen, denn Erzieherinnen und Lehrerinnen können nun mal nicht alles.

4.4 Ganztagschulen oder Ganztageseinrichtung als Lösung vieler Probleme und als ideales Setting für die Prävention von Delinquenz

Das Modell der Helene-Lange-Schule lässt sich nicht einfach auf alle Schulen übertragen. Das hessische Unterrichtsministerium und die hessische Schulbürokratie sind diesem Modell auch nicht sehr gewogen. Was sich aber realisieren lässt, ist die Ganztags-

schule, die ja zurzeit in aller Munde ist. Ich möchte einige Punkte nennen, die in den derzeitigen Halbtagsschulen nicht oder zu wenig realisiert werden können.

- Intensive individuelle Diagnostik (Vergleich mit medizinischer Diagnostik bei unklarem Krankheitsbild).
- Vom diagnostisch ermittelten Entwicklungsniveau aus richtig fördern.
- Von außen holen – nach draußen gehen. Bisherige Erfahrungen lehren, dass das Hereinholen von Experten, die vom Handwerker bis zum Künstler reichen, enorme fördernde Wirkung hat. Ebenso ist das Lernen vor Ort durch Mitwirkung und Teilhabe in Betrieben und öffentlichen Einrichtungen eine ganz andere Form der Erfahrung, die so in der Schule nicht gesammelt werden kann.
- Partizipation und Schulkultur. Dieser Punkt ist so umfangreich, dass er hier nicht genauer behandelt werden kann. Die echte Mitsprache am schulischen Leben kann, wie Schulmodelle gezeigt haben, die Motivation und die Leistung von Grund auf beeinflussen. Die Ganztagschule könnte Formen der Partizipation verwirklichen, wie sie etwa in den von Kohlberg und Mitarbeitern eingerichteten Clusterschulen einer gerechten Gemeinschaft (Just Community) erprobt wurden. Auch das Tutoring und die Kooperation zwischen verschiedenen Klassenstufen oder Schularten müsste ein Bestandteil der Schulkultur werden. Für unsere Fragestellung ist das Ziel entscheidend, ob es andere Formen von Spaß und Freude gibt, die entwicklungsfördernd und sinnstiftend sind, als Konsum und das durch die Medien vermittelte dolce vita.

- Wechsel zwischen Arbeit und Spiel: Förderung des musischen Bereichs. Da der natürliche Wechsel zwischen Arbeit und Spiel den Tageslauf bestimmen sollte, fällt es nicht schwer, die Spielphasen stärker mit musischen Inhalten und Zielen zu füllen: Bewegungskultur, Singen, Improvisieren, spontane Rollenspiele, Anfertigung von Filmen. Biorhythmus, Lebensrhythmus zwischen Freizeit und Arbeit sollte in der Schule vorweggenommen werden.
- Partizipation als wesentlicher Teil moderner Schulkultur. Hier seien summarisch nur einige wichtige Gründe für die Partizipation aufgeführt:
 - Kinder und Jugendliche haben die Zukunft zu leben, die wir ihnen bereiten.
 - Partizipation bringt einen Gewinn (Profit) für die Gesellschaft, sie lohnt sich. Die junge Generation kann wesentliche kreative Beiträge in gesellschaftlich-kulturellen Bereichen leisten.
 - Gleitender Übergang bei der Übernahme von Verantwortung und Mitbestimmung.
 - Problematik des verantwortungsfreien Raumes im Jugendalter.

Natürlich können auch Internate optimale Settings für Struktur und wachsende Partizipation sein. So boten kürzlich vier Internate ihre Vorteile in der SZ an und gaben eine Informationsveranstaltung. Zitat aus der SZ-Annonce:

„Es wird nicht nur schulisches Wissen vermittelt, sondern durch ein breit gefächertes außerschulisches Angebot werden Begabungen entdeckt und Talente gefördert. In jedem Menschen stecken besondere Fähigkeiten, die es

nur zu entdecken gilt, was bei Beschränkung auf einen rein unterrichtlichen Fächerkanon häufig nicht gelingt. So können im Internat auch junge Menschen, deren Selbstbewusstsein durch schulische Misserfolge beeinträchtigt wurde, durch besondere Leistungen im sportlichen, musisch-gestalterischen oder sozialen Bereich Anerkennung in der Gemeinschaft finden. (...) Ein klarer Tagesablauf im Internat mit fester Heimordnung fördert Disziplin und innere Führung (...).“

Ein Gegenbeispiel: Tagesplan einer katholischen Internatsschule in Paris

Unterrichtszeit

vormittags:	8.25-11.30 Uhr
nachmittags:	12.30-17.35 Uhr
Freizeit:	17.35-18.00 Uhr
Studierzeit:	18.00-19.45 Uhr
Freizeit:	19.45-21.45 Uhr

Was fehlt, was stimmt uns unbehaglich?

Literatur

Bandura, A., Ross, D.&Ross, S. A. (1963): Imitation of filmmediated aggressive models, *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 66, 3-11.

Blurton-Jones, N. (1985): Rough-and-tumble play among nursery school children (Orig. 1967), in: J. S. Bruner, A. Jolly&K. Sylva (Hrsg.), *Play – Its role in development and evolution* (S.352-363), Harmondsworth: Penguin Books.

Bronfenbrenner, U. (1990): Vortragsreihe als eingeladener Gastprofessor an der LMU im Sommersemester 1990.

Groebel, J. (1995): *Kinder und Medien: Nutzung, Vorlieben, Wirkungen, Baromedia: Das Medienbarometer der Hanns-Seidel-Stiftung*, 1: 25.

Moffitt, T. E. (1993): Taxonomy of antisocial behavior. *Psychological Review*, 100, 674-701.

Nunner-Winkler, G.&Sodian, B. (1988):

- Keine Mitsprache,
- kein differenziertes Angebot,
- keine Forderung und Förderung spezifischer Fähigkeiten und Begabungen,
- totale Verplanung,
- Strukturierung um der Strukturierung willen.

5. Schlussbemerkung

Am Ende meiner Ausführungen zeichnet sich eine Versöhnung der beiden früher skizzierten Menschenbilder ab. Die autonome, selbstbestimmte und selbstverantwortliche Persönlichkeit entwickelt sich in Wechselwirkung mit günstigen Lebenssituationen, in denen Fähigkeitspotenziale gefördert werden. Ohne Settings, die der jungen Persönlichkeit Halt und Anregung geben und die Möglichkeit gezielter Förderung von Fähigkeiten bieten, ist die Entwicklung gefährdet und werden Chancen verspielt, die meist unwiederbringlich verloren sind.

Children's Understanding of Moral Emotions. *Child Development*, 59, 1323-1338.

Pellegrini, A.&Galda, L. (1989): A longitudinal study of social-developmental functions of children's rough-and-tumble play. Paper presented at the Tenth Biennial Meetings of ISSBD, Jyväskylä, Finland.

Pfeiffer, Ch.&Wetzels, P. (2001): *Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland – Ein Thesenpapier auf der Basis aktueller Forschungsbefunde*, in: R. Oerter& S. Höfling (Hrsg.), *Mitwirkung und Teilhabe von Kindern und Jugendlichen* (S.108-144), München: Hanns-Seidel-Stiftung.

Stattin, H.&Kerr, M. (2003): Adolescent violence and delinquency: Questioning well-accepted ideas about family, peers and personal characteristic. Vortrag auf der Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie in Mainz 2003.

- Sutton-Smith, B., Roberts, J. M. & Kozelka, R. M.** (1963): Game involvement in adults, in: *The Journal of Social Psychology*, 60, 15-30.
- Tremblay, R.** (2000): *The development of physical aggression from early childhood to adolescence*, Jena.
- Zinnecker, J. & Silbereisen, R.K.** (1996): *Kindheit in Deutschland*, Weinheim: Juventa.

Krank oder Böse? Wertungskategorien bestimmen Reaktionsmuster, diese bestimmen Maßnahmen

Curd Michael Hockel

1. Einführung

Gegenwärtige Forschung wird von der Leidenschaft der Leidenschaftslosigkeit getragen. Wissenschaft und Wirklichkeit wurden aufeinander bezogen gesehen, ohne dass das eine die Werthaltigkeit des anderen zu fassen vermöge. Wissenschaft sei „wertneutral“, wurde einst geschworen und Forschende griffen nicht in die Entfaltung gesellschaftlicher Fragen ein, da die Wissenschaft nicht sagen könne, was wir tun sollen, sondern höchstens wie wir es tun können. Dagegen wird unter dem gleichen Titel „Wissenschaft und Wirklichkeit“ (Laszlo, 1994) inzwischen immer deutlicher die Konsequenz unseres Wissens (und unseres Wissens um unser Wissen) gezogen und mit einer neu bedeutsam gemachten Kategorie versehen. Sie könnte „in einem Schlüsselbegriff zusammengefasst werden: Verantwortung“ (Laszlo, 1994, S.119). Angesichts der Tatsache, dass diese Wissenschaft uns immer mehr Möglichkeiten zu weiterem „Können“ erarbeitet, die in sich fragwürdig sind (vom atomarem Holocaust der Gattung bis zur genmanipulativen Selbstzeugung

einer fragwürdig „besseren“ Menschenrasse), wird nicht nur von Philosophen wie Jonas (1979) das Prinzip der Verantwortung beschworen. Überall entsteht Unsicherheit darüber, wie auf welche Herausforderung zu antworten sei. Die „Kritik der psychologischen Unvernunft“ (Westermeyer, 1973) versuchte noch, den Menschen als ein Wesen zu beschreiben, das „unter der Kontrolle der sozialen Umgebung“ stünde und so zu steuern sei. Ein „traditionelles Bild vom Menschen – eine Person nimmt ihre Umgebung wahr, greift bestimmte Aspekte heraus, unterscheidet zwischen ihnen, beurteilt sie als gut oder schlecht, verbessert oder verschlimmert sie, ist für ihr Verhalten verantwortlich und wird für die Verhaltenskonsequenzen belohnt oder bestraft (...)“ (Westermeyer, 1973, S.139), schien veraltet, solange der Verhalten steuernde Siegeszug des Behaviorismus geglaubt wurde. Inzwischen sind jedoch sowohl die Glaubensbekenntnisse der „Verhaltenstechniker“ als auch jene der „Wertneutralisten“ ins Wanken geraten. „Ich weiß, dass ich nichts weiß – und kaum das“ schreibt Popper (1992) und betont: „Ich glaube,

dass wir aktiv unser Wissen der Natur, unserer Umwelt, vorzuschreiben versuchen. Darum revoltiert das Kind; darum schreit es, ist böse, versucht, sein Wissen, seine Erwartungen durchzusetzen. Und das versuchen wir alle, wir sind also aktive Kinder in unserem Wissen.“ (a.a.O. S.16-17)

Was wissen wir darüber, wie wir Kinder auf dem „rechten Weg“ fördern können, wie wir ihnen zwischen Bosheit und Kränkung, bösem und krankem Handeln einen Weg weisen können? „Wie man gute Kinder erzieht!“ ist jener Anspruch, den Lickona (1989) anmeldete. Die Frage ist, wie auf die Herausforderung durch das Problem der Aggression und Delinquenz von Kindern und Jugendlichen zu antworten ist. Wobei wir aber von vorneherein nicht vergessen wollen, dass es das „Wunder des Alltags“ (Masten 2001) gibt, dass einige Kinder trotz Gewalttätigkeit ihrer Umgebung (sowohl handelnd als auch in der medialen Wirklichkeit) zu friedfertigen und gewaltfrei lebenden Erwachsenen werden.

Wenn wir uns die Toten in Pompeji ansehen, dann sehen wir Opfer von Gewalt, jedoch einer Gewalt, die notwendiger Weise Demut von uns fordert, nämlich der absolut überlegenen Gewalt der Natur. Betrachten wir die Opfer von Auschwitz oder Hiroshima, so kann es möglicherweise schon ganz andere Gefühle geben.

Die Wirklichkeit der „Natur“, die gibt und nimmt, die grausam hier ein Schiff zerschellen lässt, dort ein Erdbeben zupacken lässt – sie kann uns ängstigen – wie dies Butollo (2000) in seinem Buch „Angst ist eine Kraft“ am Beispiel des Erdbebens demonstriert. Sie kann uns

jedoch eigentlich nicht in jener Weise betreffen, empören, in welcher Menschen gemachte Wirklichkeit, jene Wirklichkeit die wir Tatsache nennen, uns zu treffen vermag. Die Toten einer Cholera-Epidemie, die Alltagssterberate der AIDS-Erkrankten in aller Welt – die mörderische Macht von Krankheit berührt uns anders als die mörderische böse Macht von Menschen.

In der Psychologischen Diskussion ist die Kategorie „Krankheit“ lange Zeit ganz abgelehnt worden, da der Erkenntnisgewinn, den sie bringt für die Unterscheidungen, die für unser Fach bedeutsam sind, zunächst nicht klar erschien, beziehungsweise gerade als „Gewinn“ in Frage gestellt wurde (z.B. dokumentiert bei Priz, Petzold, 1992). ‘Krank’ oder ‘böse’ sind Wertungskategorien über die sich jeder von uns schon Gedanken gemacht hat und deren Betrachtung in jeweils großen philosophischen, spirituellen, religiösen, medizinischen, juristischen und psychologischen Diskursen entfaltet wurde. Es würde diesen Rahmen weit überschreiten, wenn man sich hier auf auch nur auf einen dieser Diskurse genauer einlassen würde.

Ich wurde gebeten, aus der Sicht eines Psychologen und eines Menschen, der therapeutisch mit dem Thema Aggression und Delinquenz umzugehen hat, Anregungen zu geben. Fachlich ist dieses Thema weit entfaltet dokumentiert (z.B. Kornadt 1981, 1992) und gerade für die spezielle Thematik der Grenzlinien zwischen spielerischer und wirklich verletzendem Aggression (Wegener-Spöhring, 1995) erforscht. Meine Arbeit ist geprägt sowohl von dem Gesichtspunkt: Was müssen Kinder lernen um nicht zum Opfer zu werden, als auch

von dem Gesichtspunkt: Was müssen Jugendliche lernen, um nicht Täter zu sein. Und zugleich ist es für mich zentral, bei Elternberatungen in beiden Fällen meine Erfahrungen als Wegweisungen bereit zu stellen. Ich hatte im Rahmen der meinungsbildenden Expertenarbeit der Hanns-Seidl-Stiftung bereits vor längerer Zeit die Aufgabe, den Blickpunkt der Kinder und Jugendlichen selbst zur Sprache zu bringen, sowohl in der Fach-Tagung zur Genese der Gewalt (Hockel, 1994a, 1994b) als auch bei den Bemühungen um die Entwicklung einer verbesserten Prävention von Sexualdelikten an Kindern und Jugendlichen (Hockel, 1997, 1998a, 1998b). Ich zentriere mich im Folgenden auf die drei wesentlichen Begriffe meines Aufsatztitels: Wertungskategorien – Reaktionsmuster – Maßnahmen. Böse oder krank, Delinquenz und Aggression sind zunächst einmal solche Wertungskategorien.

2. 'Böse' und 'Krank' als Wertungskategorien

Betrachten wir zwei erschreckende Erfahrungen:

Die Erfahrung eines Hutu-Kindes: „Wir wurden an eine Straßensperre gebracht“, erzählt das kleine Mädchen. „Wir saßen auf dem Boden. Neben uns waren Wachleute. Da waren auch Hutu-Kinder und haben uns angeguckt. Manche von ihnen sagten, sie wollten sehen, ob das Gehirn bei den Tutsi wirklich anders aussieht, wie man es ihnen erzählt hatte. Also hob ein Mann ein Kind hoch und öffnete ihm den Schädel mit einer Machete. Dann machte er das noch mal mit einem an-

deren Kind. Die Hutu-Kinder guckten zu.“ (TAZ, 20.1.1998, S.13)

Die Erfahrung eines Deutschen Kindes: „Martha wurde vier Jahre lang, seit ihrem vierten Lebensjahr, vom Vater sexuell missbraucht (...). Der Vater missbrauchte Martha vor allem von hinten, indem er sich hinter sie stellte, Martha nach vorn beugte, ihr den Unterleib entblößte und seinen mit Babyöl eingeriebenen Penis in ihren After trieb. Er hielt sie an den Oberarmen fest. Nach seinem Samenerguss drohte er, sie umzubringen, wenn sie irgendjemandem etwas erzählen würde. Danach wusch Martha sich sehr lange in der Badewanne.“ (Garbe, 1991, S.19)

„Das ist doch krank! (...) sagt unsere verzweifelte Betroffenheit, sagt unsere Emotionalität. Und stolz kühlen wir uns den Kopf, um Vernunftmenschen zu bleiben und differenzieren: Es mag in der grauenhaften Tat des Vaters eine Störung seines Menschseins, Mannseins, seiner Sexualität geben, die „krankheitswertig,“ genannt werden kann (Pädophilie, ICD 10, F65,4, Remschmidt, Schmidt, Poustka, 2001, S.274), aber zugleich und zuzuförderst ist seine Tat kriminell, also böse.

Es mag die schauerliche Tat des Buschsoldaten auch auf eine schwere Verstörung seiner menschlichen Werte verweisen, doch gerade angesichts der deutschen Vergangenheit werden wir uns hüten, ihn „krank“ zu nennen, denn die mit grauenhafter unmenschlicher Selbstverständlichkeit gehandhabte Vernichtungsgewalt einer Rasse gegenüber einer anderen Ethnie ist Unrecht, ein Verstoß gegen die Menschenrechte, ist kriminell, also böse.

Aber dies sind vielleicht gar nicht die entscheidenden Wertungskategorien im Umgang mit dem betrachteten Phänomen von Aggression und Delinquenz. Das Entscheidende ist, dass wir uns an diesen Beispielen deutlich machen können, dass unsere Reaktionsmuster ganz „normal“ starke emotionale Wertungen in den Vordergrund stellen. Lynchjustiz und die Popularität des Rachegedankens könnten uns das ebenso verdeutlichen. Aber im Rahmen einer solchen Expertenkonferenz werden differenzierende Reaktionsmuster und daraus herzuleitende Maßnahmen zu finden sein.

2.1 Aggression ist eine Wertungskategorie, keine „Tatsachenbeschreibung“

Ich bin kein Soziologe, Politikwissenschaftler oder Politiker. Ich bin kein Spezialist für Verallgemeinerungen, sondern als Psychologe spezialisiert auf konkretes Einzelverhalten. Eines der Grundprobleme des Themas könnte es sein, dass die Qualität einzelner Handlungen nicht mehr wertvoll, werthaltig betrachtet wird, sondern eine allgemeine Wertungskategorie „Aggression“, ein umfassendes „Böse/Krank“ unsere Reaktionsmuster und möglicherweise unsere Maßnahmen zu steuern beginnen.

Zu mir kommen Jugendliche, die per Gerichtsaufgabe daran arbeiten müssen, ihre „Störung des Sozialverhaltens“ (F91) zu beheben, zu mir kommen Kinder, deren Eltern um das Leben der kleineren Geschwister bangen und die daher die krankhafte Eifersucht des Großen behandeln lassen wollen („Emotionale Störung mit Geschwis-

terivalität“, F93.3). Die Vielfalt klinischer Störungsbilder, die Aggression und/oder Delinquenz umfassen, beschäftigt mich alltäglich. In jedem Einzelfall muss ich damit klar kommen, dass das, was der Jugendliche, das Kind lebt, tut, berichtet, in mir Wertungen auslöst und diese Wertungen Reaktionsmuster wachrufen und meine Ausbildung mir dann aus der Palette der Reaktionsmuster nur bestimmte erlaubt – jene die erforscht wurden und insgesamt geeignet sind, das zu beschreiben, was wir eine „heilsame Begegnung“, eine Therapie zu nennen vermögen.

2.2 Delinquenz ist eine Wertungskategorie, kein „objektiver Tatbestand“

Die Normen, die wir haben, um delinquentes, schuldig gewordenes Verhalten zu beschreiben, sind historisch und insofern nicht „objektiv“. Sie sind kulturell differenzierbar („Schlachten heiliger Kühe“) und dennoch inzwischen auch mit einem weltweiten Kodex, dem der Menschenrechte, kanonisiert.

- „Peng (...) Du solltest jetzt tot sein. (...)“

„Die ersten dreihundert Leichen haben die Kinder frei (...)“ war lange ein lockerer Spruch in meinen Elternberatungen in den 70er-Jahren. Inzwischen habe ich Eltern vor mir, deren Kinder tatsächlich am Rande der Identifikation mit dem Totschläger entlangschrammten (bzw. im Einzelfall darüber hinausgingen). Das, was der fachliche Hintergrund meiner früheren Äußerung war, ist nicht falsch geworden, denn ich war nie der Meinung, dass Aggression „abgeführt“ werden müsse. Erregung kann

abreagiert werden, dazu bedarf es jedoch jeweils eines sinnvollen Zusammenhangs und einer reflektierenden Begleitung.

Die im Spiel gezeigte Imitation Erwachsenenverhaltens wird in psychoanalytischen Kinderpsychotherapien geduldet oder gar gefördert, da dort die Theorie von aggressiver Triebhaftigkeit ausgeht und das „spielerische“ Ausleben angeblich kathartische Funktion hat. Diese These konnte empirisch bisher nicht belegt werden. Dennoch wird auch in empirisch fundierten Kinderpsychotherapien das freie Spiel mit allen grausamen Inhalten nicht nur geduldet, sondern gefördert. Ob dies nun unter der lenkenden Rollenspielleitung eines Verhaltenslehrers (Petermann, Petermann, 2001) oder in der entwickelnden Spielbegleitung eines personenzentrierten Therapeuten (Weinberger, 2001, S. 230ff) oder in einer Kinderpsychotherapie (Schmidtchen, 2001) geschieht, soll uns nicht irritieren. Was hier jedoch begriffen wird, ist, was in der Habilitationsschrift von Frau Wegener-Spöring zum Thema „Aggressivität im kindlichen Spiel“ festgehalten ist: „Das Beispiel ‘Cowboy und Indianer’ (S.31.f) zeigt, wie sich der zum Mitspiel aufgeforderte Erzieher völlig unangemessen in den spielerischen Kampf der Jungen einbringt. Er will nicht ‘schießen’ und befragt, was er denn dann täte, antwortet er in philosophischer Manier: ‘Ich arbeite, ich esse, ich schlafe’. Das Kind (Alfred) ist faszungslos, das Cowboyspiel geht ganz anders. ‘Machen se nicht bei Winnetou’, sagt Alfred und wendet sich ab.“, (so zitiert sie Parmentier, 1979).

Alfred weiß ganz gut, was im „echten Leben“ vorkommt, das „arbeiten, essen,

schlafen“ ist ihm als das wirkliche Leben vertraut. Dass ein besserwisserischer Erzieher diese Banalitäten in den Möglichkeitsraum des Spielens hineinzementieren möchte, schließt diesen aus dem Spiel aus, ohne das Kind selbst im Spiel zu behindern. Würde der Erzieher nun darauf beharren, dass er seine Spielidee umsetzen möchte, würde er das Spiel der Kinder zerstören. Dass auch derartige Spielzerstörung von Erwachsenen in aller gut gemeinten Art ständig vorgetragen wird, sei nur angemerkt.

- „Warum geht er auch nicht aus dem Weg (...)?“

Ein Jugendlicher, der auf dem Pausehof einen Mitschüler „umwuchtete“ und ihn dann noch so in den Bauch trat, dass schwere innere Verletzungen die Folge waren, ist ein anderer Fall – es war eben gerade kein Spiel, sondern die ernsthafte und grausame Selbstbehauptung.

2.3 Schuld und Leid sind die Kategorien, gegen deren Wuchern wir wirken wollen

Unsere Kinder sind mehrheitlich weder ‘krank’ noch ‘böse’, aber sie erleben Leid und Schuld. Krank sind sie unschuldig und verdienen unser Mitleid, handeln sie böse, so werden sie schuldig und erwarten unsere Reaktion. ‘Krank’ und ‘böse’ sind Wertungskategorien, die sich Kinder im Spiel aneignen und sie echt als Täter und/oder Opfer erleben. Im Rahmen dieser Tagung hat Oerter (siehe dort) dafür ein beeindruckendes Videobeispiel eines Vorschulkindes gezeigt, welches das „Bös-sein“ eines Teddybären zum Anlass nimmt, um diesen regelrecht zu

massakrieren. Es ist mir ein Anliegen, deutlich zu machen, dass gespielte Boshaftigkeit und gespielte Krankheit wesentliche Explorationssituationen sind. Darauf komme ich bei den Maßnahmen zurück. Aber ich bitte, sich gegenwärtig den entscheidenden Zentralpunkt klar zu machen, dass Spiel vermag, was in Echt nicht möglich ist: Wir können krank sein, ohne wirklich zu leiden und böse, ohne schuldig zu werden.

	BÖSE	KRANK
SPIEL „als ob ...“	ERREGUNG	MITLEID
ERNST „in Echt ...“	SCHULD	LEID

Die Empathiefähigkeit (Bischof-Köhler, 1989) ist nach übereinstimmender Meinung der meisten Forscher die wichtigste Voraussetzung für moralische Selbstkontrolle (Petermann, Döpfner, Schmidt, 2001). Was übergreifend in der aktuellen Entwicklungspsychologie (Oerter, Montada 2002, Keller, 1998) und in der Entwicklungspsychologie des Jugendalters (Fend 2000, Flammer, Alsaker, 2002) speziell beschrieben wird, ist dabei die Bedeutung, die liebevolle Verhaltensmodelle haben: „Wer als Kind auf Grund einer lieblosen Erziehung nicht gelernt hat, dass er bei seinen Mitmenschen Trost und Unterstützung finden kann, neigt dazu, alle Hindernisse – notfalls mit Gewalt – aus dem Weg zu räumen, um dieser Trostlosigkeit zu entgehen.“ (Kohnstamm, 1999, S.174-175)

Was Kinder wirklich stärkt (Opp, Fingerle, Freytag, 1999), sind ihre eigenen Erfahrungen. Ich entsinne mich gut an eine solche. Wir spielten Krieg.

Ich traf und erschoss meinen Gegner, der laut aufschreiend umfiel und liegen blieb. Und nach einer kurzen Sekunde des Triumphs trat ich näher, um mit ihm seine schauspielerische Leistung zu feiern und weiter zu spielen und meine Rolle als nächstes Opfer zu übernehmen. Er lag sehr reglos. Er lag in einer sehr bizarren Körperhaltung. Er war sehr blass. Ich rief „Steh auf – es ist doch nur Spiel (...)“. Er rührte sich nicht. Ich bückte mich über ihn, rüttelte ihn – und (...) es dauerte scheinbar endlos, bis ich erkannte, dass er sich nur tot stellte. Erleichtert und noch immer empört über den Schreck, den er mir zugefügt hatte, begann ich ihn zu kitzeln und ließ nicht locker, selbst als er um Gnade winselte.

Die Möglichkeiten emotionale Kompetenz (von Salisch, 2002) und die angemessene Umgangsweise mit dem eigenen Ärger (von Salisch, 2000) zu entwickeln, können gezielt gefördert werden. Und dies selbst wieder vor allem durch Empathie: „Verstanden zu werden, mag Selbstbeherrschung und Impulskontrolle nicht ersetzen, aber es ist Ausgangspunkt für einen Prozess, der den Unterschied zwischen Tod und Leben bedeuten kann“, betonen Noam und Borst (2001, S.262) in einem vertieften und neuem Ansatz der Betrachtung jener Aggression, die Jugendliche gegen sich selbst zu richten bereit sind.

3. Orientierung Vorleben: „Hör sofort damit auf (...)!“ – Erziehung gegen „das Böse“

Unsere erwachsenen Reaktionsmuster sind es, die wir den Kindern übermit-

teln wollen. Wir selbst stehen dabei auf den Schultern von Riesen (Merton, 1980), denn Moralerziehung ist sicher eines der ältesten Denkfelder, die gepflegt wurden. Das Lernziel einer gelingenden moralischen Selbstbestimmung (Oser, Althof, 1992) wird nicht von selbst erreicht. Gerade in der fragilen Entwicklungszeit der Jugend, wenn aus dem Schelm sich langsam der Held entfalten soll (Bischof, 1996), ist Diskussion, Begegnung, Auseinandersetzung notwendig. „Moralität entspringt dem Wunsch, in einer Welt zu leben, darin die Regeln des menschlichen Miteinanders durchschaubar sind, sodass Handlungsweisen anderer sich vorhersehen und eigene sich steuern lassen; Moralität verspricht also, die Gegensätzlichkeit zwischen Ich und Nicht-Ich, wenn auch nicht aufzuheben, so doch wenigstens zu mindern. Trotz aller Verachtung, mit der jüngere und ältere Rebellen sie oft belegen, strebt Moralität nach jener Harmonie, die allen Gesellschaften irgendwie als paradiesische Utopie vorschwebt (...)“, schreibt Boesch (1998, S.129) in seinen Ausführungen über die Maske und das Böse. Jugendliche suchen nach Orientierung und erproben sich selbst dabei in einer Vielfalt von Rollen und Masken. „Gleichgültig“ gegen die Schmerzen, die anderen zugefügt wurden, „eiskalt“ angesichts von Schmerzen, die sie selber treffen.

3.1 Eine kleine Fallstudie

Eine andere Expertengruppe hatte ich gebeten, sich anhand einer kleinen Gestaltung klar zu machen, wie ein „böses“ oder wie ein „krankes“ Verhalten aussehen könnte. Es war eine Weiterbildungsgruppe in Kinderpsy-

chotherapie: Psychologen, Sozialpädagogen, Heilpädagogen, alle schon im Beruf. Sie sollten sich einen ihnen vertrauten Fall auswählen, derjenige, der den Fall kennt, sollte ihn beschreiben und gemeinsam sodann eine „Visualisierung“ gestalten. Anschließend sollten sie sich überlegen, was notwendig gewesen wäre, damit es nicht zu diesem „Fall“ gekommen wäre und was nötig sein wird, um angesichts der Tatsache des Falles doch zu helfen.

Sie gestalteten Collagen, die ich kurz beschreibe:

Bild 1

Ein hübscher Fisch in einer bergenden Umgebung. Eigentlich wäre der 16-Jährige, um den es hier geht, gerne so: nett und fröhlich.

Bild 2

Die Vielfalt beglückender Erfahrungen eines Kindes: Sonne und Lachen, Lächeln und gute Nahrung, Spielzeug und Sport, Freunde und Fest. Mit dieser Collage drückte die Gruppe das aus, was sie „die Sehnsucht des Jungen“ nannte.

Bild 3

Eine erschreckende Collage von haserfüllten Gesichtern, Prügelszenen, Obszönitäten und Gewalttat. Von Textetzen wie „Verletzung, Gewalt, Macht, Leidenschaft“ und einem großen roten Ruf nach „Hilfe“. Diese Collage sollte verdeutlichen, was das Kind auf seinem Lebensweg erfahren hatte. Es waren Erfahrungen liebloser Machtausübung, Gewalt und Misshandlung, dann sexueller Missbrauch und eine Vielfalt von schrecklichen weiteren Enttäuschungen.

Bild 4

Das abschließende Bild nannten sie „zu spät“, eine Collage aus Panik und Verzweiflung und einem kleinen Hamster, dessen Foto zerschnitten war. Die Bezugserzieherin, die den Originalfall in der Gruppe zur Diskussion gestellt hatte, hatte berichtet: „Der Junge ist jetzt bei uns im Heim. Er hatte einen Hamster, den er sehr liebte. Als er eines Tages ‘schlecht drauf’ war – missgelaunt und enttäuscht wegen schulischer Nöte und Ärger mit Freunden – schloss er sich mit dem Tier im Badezimmer ein. Ich bat ihn aufzumachen und raus zu kommen, aber er ließ Wasser in die Badewanne und wie ein Sportreporter sprechend berichtete er mir, wie er nun seinen Hamster ersäufte.“ Die Erzieherin war von der sadistischen und zugleich emotional selbstverstümmelnden Gewalt, dem ohnmächtigen Ohrenzeugentum und der Grausamkeit überfordert.

„Tierquälerei“ war das Stichwort gewesen, von dem die Kollegen in ihrer Fallstudie ausgegangen war, Kindquälerei, Missbrauch usw. war jedoch der Hintergrund. Das Verständnis für Mitmenschen entwickelt sich vorwiegend in der Erfahrung, verstanden zu werden. „Entsprechend berücksichtigen Kinder in dem Maße, in dem sie verstehen, dass Menschen empfänglich für Lob und Tadel sind, den Aspekt der Verantwortlichkeit und den der Maßstäbe.“ (Harris, 1992, S.109) Dieser Täter jedoch hatte zu wenig Lob und zu wenig orientierenden Tadel (stattdessen Zucht und Gewalt) kennen gelernt. So richtete sich sein Handeln trotzig (eine Form Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen) und gewalttätig gegen seinen eigenen Maßstab der Zuneigung. Er hatte sowohl zu der aus seinem Tun

ausgesperrten Fachkraft, als auch zu dem Opfer seines Handelns, dem eigenen Hamster nahe persönliche Beziehungen aufgenommen, jedoch war weder die Verantwortlichkeit ihrer noch seiner Fürsorglichkeit noch der Maßstab für Freundlichkeit und Pflege so ausgeprägt, dass es nicht zu der grausamen Fremd- und somit seelischen Selbstverletzung gekommen wäre. Das Selbstgefühl (Bischof-Köhler, 1985, S.20ff) umfasst nicht nur das Bedürfnis nach Selbstdurchsetzung und Dominanz, sondern auch das nach Geltung und Anerkennung und vor allem dasjenige nach Eigenwert. Es „wird die Befriedigung des Eigenwertstrebens zur umfassendsten menschlichen Motivation überhaupt und ein zusätzlicher Faktor der Verhaltenssteuerung.“ (a.a.O., S.27)

Und dies Bedürfnis kann nicht allein durch intentionale Akte (zielstrebendes Loben), sondern im Wesentlichen durch realistisch anerkennenden Alltag befriedigt werden. Erziehungsberatung vermittelt Hilfe suchenden Eltern zwar das „Rezept“: „Versuchen sie ihr Kind positiv zu sehen, handeln sie nach dem Motto ‘beim Brav-sein erwischen!’“, aber eine wirklich moralische Haltung entsteht eher im Nachmachen als aus belobigtem Handeln.

3.2 Aggression und Delinquenz: Aufwischen oder Hahn zu- drehen?

Die folgende kleine Episode kennen die meisten in einer ihrer erzählerischen Variationen. Ich lernte sie in der Fassung des „Entlassungstest der englischen Psychiatrie“ kennen. Wer langfristig stationär untergebracht gewesen

war und entlassen werden sollte, wurde in folgende kritische Situation gebracht: Die Pfleger verstopften ein Waschbecken und ließen es voll laufen. Sie drehten den Hahn wieder auf, zu einem Zeitpunkt, wo ein anderer Pfleger mit dem Prüfling den Gang entlang kam. Das Waschbecken lief über und aufgeregt drückten die Pfleger dem Prüfling Eimer und Wischlappen in die Hand, mit der dringenden Bitte, kurzfristig zu helfen, da sie auf der Station zu einem Notfall müssten. In der Regel nahm der Prüfling den Auftrag an, entlassen wurde er jedoch nicht, wenn er fleißig wischte, sondern nur, wenn er als erstes den Hahn zudrehte.

Hier wird die Frage gestellt, welcher Hahn zugedreht werden muss – und zugleich diejenige nach den Kosten und Möglichkeiten des „Aufwischens“. Das Wasser, das überfließt, ist Delinquenz und Aggression, der Hahn der zugedreht werden müsste, analog des Veranstaltungstitels „Strukturmangel“ müsste heißen: Kinder brauchen Struktur.

4. Präventive Maßnahmen haben Vorrang – Erziehung gegen „das Kranke“

Die Stadt New York – so geht jedenfalls in den Kreisen derer die mit Prävention befasst sind, die Geschichte – hatte einen Rücklagenetat zum Bau einer kleinen hochspezialisierten Unfallklinik für Schwerstverbrannte gebildet. Als dieser Etat auf so viele Millionen angewachsen war, dass man über die konkrete Auftragsvergabe beraten musste, tauchte der Vorschlag auf, das Geld statt in eine Behandlungseinheit, die maximal bis zu zehn Schwerstver-

brannte betreuen könnte, in die Verbesserung des Brandschutzes und der Frühwarnsysteme zu investieren. Der Bürgermeister hatte zu entscheiden, ob zehn Brandopfern eine bessere Chance des Überlebens eines Brandes oder allen Bürgern eine leicht verbesserte Chance der Vermeidung und frühen Hilfeleistung bei Bränden geboten werden sollte. Die Geschichte wird erzählt, weil die Stadt sich angeblich für Prävention entschieden hatte. Ich habe es nicht mehr genau recherchiert und nach dem 11. September erzählt sich diese Geschichte auch nicht mehr so leicht, da die schreckliche Frage, ob nicht jedenfalls präventive und aufklärerische Maßnahmen zum Verhindern von ideologischem Fanatismus und „gotteskriegerisch-terroristischer“ Gewalt wichtiger wären, uns abermals tiefer in die Seele gebrannt wurden.

Die Entstehung von Gewalttätern zu vermeiden suchen ist das Kernanliegen der Gewaltprävention. Täter zu vermeiden beginnt bei der Erziehung zur Gewaltlosigkeit, diese wiederum kann nur in einer Erziehung ohne Gewalttätigkeit verankert sein.

4.1 Am Hintergrund arbeiten, Aufklärung mit einer Stimme, gemeinsame Werte

Der Wertekanon des „Pluralismus“ bleibt wertlos, wenn das Werten nicht gelernt wurde. Toleranz kann nicht aus Gefühlskälte oder Gleichgültigkeit hergeleitet werden. Respekt vor multikultureller Vielfalt benötigt Selbstsicherheit bezüglich der eigenen Kultur. Sätze wie diese lassen sich viele formulieren. „Wertkonservativ“ wird dies sogleich gegeißelt, ohne dass klar wäre, dass sol-

che Benennung selbst eine Aktion des Wertens darstellt. „Objektiv“ tolerant kann niemand sein. Verhaltensweisen, Handlungen anderer Menschen zu tolerieren bedeutet nicht, ihnen zuzustimmen, aber es bedeutet, sie innerhalb eines übergreifenden Wertekanons des „Duldbaren“, eben des Tolerierbaren, wahr zu nehmen. Gewalttat, die nicht legitimierte Schutzmacht, „Ordnungsmacht“ ist, ist nicht zu tolerieren. Kleinste Verletzungen wie der unfaire Tritt in einer rangelnden Pausenhofauseinandersetzung sind ebenso abzulehnen wie geplante Gewaltnutzung zur Einschüchterung freier Menschen.

Im Folgenden werden „Schlagzeilen gegen das Schlagen“ formuliert, werden knappe Ansatzpunkte erläutert, wie sie einem Kinderpsychotherapeuten einfallen, wenn er politische Experten mit beraten soll bei der Frage nach Möglichkeiten zur Halt gebenden Aktion gegen Aggression und Delinquenz.

Gewalttat ist böse, die Täter sind Mitmenschen, die jedoch für ihre Taten alle Konsequenzen zu tragen haben

Was eine Gewalttat ist, erscheint uns fraglos. Dennoch ist es nicht lange her, dass in Deutschland Unrechtsgewalt herrschte und die „Helden“ jene waren, die den Verfolgten zu helfen versuchten. Wir sollten nie vergessen, dass die moralische Sensibilität junger Menschen uns auffordert, ehrlich und genau zu sein. In ihrem Buch „Wir waren keine Helden“, in welchem viele Berichte von jenen Menschen, die im Nazi-Reich Juden versteckten, ausgewertet werden (eine ganz eigene Forschungsrichtung, die mit der For-

schungsrichtung der „Resilienzforschung“, der Suche nach der Unverwundbarkeit kindlicher Seelen zusammenstimmt), beschreibt Frau Fogelmann (1995) die Grundqualitäten dieser „Helden“: Sie hatten einen tiefen Respekt vor dem Mitmenschen und eine gewaltfreie, liebevolle Erziehung als gemeinsamen Hintergrund.

Man kann auch sagen, es ist bei ihnen gelungen, die moralische Sensibilität in Kindheit und Jugend, in „Freundschaft und Familie“ (Keller, 1996) zu entwickeln. Je schneller wir böse Taten als solche zu erkennen vermögen, desto besser ist die Grundlage dafür, die Mitmenschen, die solche Tat zu verantworten haben, in ihre Schranken zu weisen, ihnen Konsequenzen aufzuerlegen, sie in der Entfaltung von Schuldgefühl und Selbstverantwortung, in Selbstkontrolle und gelingender Mitmenschlichkeit zu fördern.

Vielleicht macht es Sinn, diese notwendige Leistung der Gattung so zu sehen: „Als in der Stammesgeschichte mancher Wesen die Aggression gehemmt werden musste, um das friedliche Zusammenwirken zweier oder mehrerer Individuen zu ermöglichen, entstand das Band der persönlichen Liebe und Freundschaft, auf dem auch unsere menschliche Gesellschaftsordnung aufgebaut ist. Die heute neu auftretende Lebenslage der Menschheit macht unbestreitbar einen Hemmungsmechanismus nötig, der tätliche Aggression nicht nur gegen unsere persönlichen Freunde, sondern gegen alle Menschen verhindert. Daraus leitet sich die selbstverständliche, ja geradezu der Natur abgelassene Forderung ab, alle Menschenbrüder, ohne Ansehen der Person, zu lieben. Die Forderung ist

nicht neu, unsere Vernunft vermag ihre Notwendigkeit, unser Gefühl ihre hehre Schönheit voll zu erfassen, aber dennoch vermögen wir sie, so wie wir beschaffen sind, nicht zu erfüllen. Das volle und warme Gefühl von Liebe und Freundschaft können wir nur für Einzelmenschen empfinden, daran kann der beste und stärkste Wille nichts ändern! Doch die großen Konstrukteure können es. Ich glaube, dass sie es tun werden, denn ich glaube an die Macht der menschlichen Vernunft, ich glaube an die Macht der Selektion und ich glaube, dass die Vernunft vernünftige Selektion treibt. Ich glaube, dass dies unseren Nachkommen in einer nicht allzu fernen Zukunft die Fähigkeit verleihen wird, jene größte und schönste Forderung wahren Menschentums zu erfüllen.“ (Lorenz, 1963, S.387-389)

Was Lorenz damals beschrieb, wird meiner Auffassung nach heute konkreter durch die Bemühungen um eine Zuwendungsform zum Mitmenschen eingelöst, die nicht ganz so großartig als „Liebe“ und nicht ganz so schön als „Freundschaft“ bezeichnet wird, sondern anders und fachlicher als „Personzentrierung“ und dafür aber auch lehr- und lernbar als „Beziehungsgestaltung auf der Grundlage der Rogers-Haltungen von Wärme, Empathie und Echtheit“ beschrieben werden kann. Ich werde auf diesen Ansatz im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, Grenzen zu setzen, abschließend zurückkommen.

Krankheitswertige Störungen sind Zustände, nicht Eigenschaften

Was sich Kinder unter Krankheit vorstellen, ist systematisch untersucht wor-

den (Lohaus, 1990). Bedeutsam ist dabei die noch immer in Kinderköpfen herrschende Auffassung, dass eine Erkrankung die Bestrafung für eigenes Fehlverhalten darstellen könnte, was bei den so genannten Zivilisationskrankheiten ja letztlich wieder eine rationale Wahrheit wird, wenn man Verschulden und Verursachen gleich setzt. Der gleiche Autor entwickelt auch umfassende Perspektiven zur Gesundheitsförderung und Krankheitsprävention im Kindes- und Jugendalter (Lohaus, 1993), denen zu entnehmen ist, dass wir Kinder und Jugendliche sehr im Stich lassen, wenn wir Krankheit als Schicksal, an welches „besser nicht gedacht“ wird, auszuklammern versuchen. Gesundheitsförderung ist als gebotsorientierte Prävention (Hockel, 1985, 1994, 1998) eine aufklärerische Praxis, die Selbststeuerung, Selbstkontrolle und Selbstverantwortung fördert.

Gewalt und Krankheit gehören zur menschlichen Existenz, können eingedämmt, nicht abgeschafft werden

Ordnungsmacht benötigt manche „Gewaltmittel“, um Gegengewalt gegen Machtmissbrauch einzusetzen zu können. Das Gesundheitswesen kann als Kriegsschauplatz im Kampf gegen Krankheit gesehen werden. Gewalt und Krankheit können nicht „besiegt“ werden, es kann jedoch im Umgang mit Gewalt eine mächtige Strategie des Gewaltverzichtes durch autoritative Präsenz spürbar und wirksam gemacht werden (die so genannte Ghandi-Methode). Und im Feld der Krankenbehandlung würde eine gesellschaftliche Orientierung aus Selbstverantwortung und somit primäre Prävention auch eine „Frontveränderung“ bewirken können.

Kontrolle (von Gewalt) und Prävention (von Krankheit) ermöglichen einander wechselseitig

Wenn wir an Kinder und Jugendliche denken, so ist auffällig, dass ausufernde Gewalttätigkeit mit der Entwicklung zur Delinquenz eine Entwicklungskonsequenz unbehandelter oder falsch behandelter sozialer und anderer Störungen des Kindesalters sein können. Petermann, Döpfner, Schmid (2003) betten die Entwicklung von aggressiv-dissozialem Verhalten mit Delinquenz und Substanzmissbrauch in ein Spektrum von Risikofaktoren ein und schreiben: „Vermutlich kann man zurzeit nur Entwicklungsmodelle aggressiven Verhaltens für bestimmte Risikokonstellationen erstellen: z.B. den Übergang von der hyperkinetischen Störung zur Störung des Oppositionellen Trotzverhaltens oder von der Aggression zur Delinquenz“ (a.a.O. S.26).

Moralische Sensibilität in allen Lebensbereichen fördern

Das in allen multisystemischen Ansätzen zur Behandlung der Probleme (z.B. Henggeler et al. 1998) zentral genannte Ziel ist ein kompetentes familiäres und soziales Bezugssystem. Elterntraining und Erziehungsberatung können hier sehr förderlich sein. Zugleich ist dies Ziel jedoch auch in der allgemeinen Öffentlichkeit unverzichtbar zu fördern durch die Intensivierung des allgemeinen Lernzieles moralischer Sensibilität. Multikulturelle Toleranz erweist sich nicht im „Laissez faire“, sondern gerade darin, die übergreifende Verbindlichkeit von Menschenrechten konkret und argumentativ vertreten zu können. Wer Menschenrechte als aka-

demische, abstrakte „Papiertiger“, die im Alltag bedeutungslos seien, abwertet bzw. ignoriert, öffnet damit archaischen Gewaltlegitimationen Tür und Tor.

Die lange Debatte um das erst im Jahre 2000 endlich in Deutschland eingeführte Recht von Kindern auf gewaltfreie Erziehung verdeutlichte diese Schwierigkeit. Es war, als gäbe es kein Vertrauen in die moralische Sensibilität des Volkes, das sich im Bundestag seine Regeln gibt. Kellers (1996) Untersuchung zur längsschnittlichen Entwicklung moralischer Sensibilität verweist darauf, wie wichtig es ist, Beziehungen der Freundschaft anzuleiten und zu pflegen, denn innerhalb dieser wächst moralische Sensibilität am natürlichsten. In der kinderpsychotherapeutischen Praxis ist deshalb die an das jeweilige Gegenüber gerichtete Frage „Wer ist Dein bester Freund?“ nicht nur eine Explorationsfrage, sondern auch der indirekte Hinweis darauf, dass unsererins davon ausgeht, dass ein solcher im Leben jeden jungen Menschens vorkommen muss.

Medienkonsum gezielt schulen

„Mit den Medien gegen das Mediensyndrom“ heißt eine Broschüre, in welcher die Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle Bayern e.V., die Katholische Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Nordrheinwestfalen e.V. und die Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Thüringen e.V. gemeinsam in mustergültiger Weise Anregungen zur Organisation des sozialen Lernens und der Medienerziehung im Hort geben. Solche Materiali-

en und weiterführende Programme sind gegenwärtig an vielen Stellen entwickelt worden und im Einsatz. Hier wurde vor allem der Umgang mit dem Internet thematisiert (vgl. Detlef Drees in diesem Band).

Über Harry Potter klärte mich eines meiner Therapiekinder kurz nach Erscheinen des ersten Bandes auf: „Endlich ein Buch, das ich lesen will, nicht lesen soll.“ Und als derselbe Junge sehr viel später in einer zweiten Therapiephase bei mir war, meinte er fachmännisch: „Der Potterfilm ist fast so gut wie das Buch – ich werde ihn mir noch zwei Mal anschauen.“ Um Kindern und Jugendlichen im Medienbereich Orientierung geben zu können, benötigen Eltern Unterstützung: Die Auswahl kann durch Beratung geschehen (hierfür können Eltern selbst wieder das Internet nutzen: z.B. www.flimmo.de, www.medienpaedagogik-online.de, www.aktion-familien-online.de, www.elterntalk.net). Die Verarbeitung muss im gemeinsamen Gespräch erfolgen.

Lebenswerkorientierung und Mehrgenerationen – Perspektiven fördern

Eltern lebten und sprachen vor langer Zeit so: „Alles was wir erarbeiten, wird eines Tages von unseren Kindern weiter geführt werden (...).“ Dieser romantisch idealisierten Vergangenheit können wir nachtrauern oder nicht. Tatsache ist, dass es günstig ist, wenn Eltern ihr eigenes Leben als ein zu verantwortendes „Lebenswerk“ gestalten und wenn sie in der gestaltenden Kraft solchen Lebens durchaus auch die Vorbildwirkung verantworten, die ihr

Bemühen um Gelingen und Lebensglück für ihre Kinder hat.

„In unserer Familientradition gibt es keine Schläger, Brutalos, Faustrechtler, Gewalttäter (...)“. Solche und andere Orientierungen können sinnvoll sein, wenn sie der Wahrheit entsprechen. Wenn damit jedoch „schwarze Schafe“ aus Familien unsichtbar gemacht werden sollen, ist es besser daran zu arbeiten, wie künftige Generationen das Gute wachsen lassen können und dem Schlimmen Grenzen setzen.

Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung

Seit September 2000 gilt der § 1631 Abs 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches, der besagt: „Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafung, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig“. Zugleich wurde im Bereich der Jugendhilfe festgehalten, dass es zu den Leistungen der allgemeinen Förderung der Erziehung in der Familie gehört, „Wege aufzuzeigen, wie Konfliktsituationen in der Familie gewaltfrei gelöst werden können“ (§16 Abs.1 Satz 3 SGB VIII).

Seitdem gibt es die Elternkurse des Deutschen Kinderschutzbundes „Wege in eine gewaltfreie Erziehung“ und auch die von Sabine Walper (vgl. in diesem Band) vorgestellten Bemühungen zur Förderung von Elternkompetenz wirken in diese Richtung. Ich werde im letzten Teil einen knappen Hinweis auf ein Zentralmoment solcher Eltern- bzw. Erziehendenkompetenz, das Grenzen-Setzen-Schema, vorstellen.

Eltern benötigen hierfür Unterstützung: Erziehungsberatung und Familienhilfe

Als ich 1976 meine Praxis eröffnete, trat ich zugleich der Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungsberatung bei, da ich den Beitrag einer auf die Zielgruppe Kinder, Jugendliche und Familien spezialisierten Praxis als Bestandteil eines Versorgungsnetzes verstand. Die Erfahrungen seither haben mich darin bestärkt, solch eine kooperative und vernetzende Sicht beizubehalten und zu pflegen.

Eltern benötigen nicht nur „Behandler“ für ihre Kinder, sie benötigen ganz dringend Beratungsangebote, die Erziehungskrisen begleiten und das Entstehen schlimmerer Krisen zu vermeiden helfen. Wenn ich jemanden zur Suchtberatungsstelle schicken muss, weil der Jugendliche bereits offensichtlich Drogenkonsument ist, dann habe ich immer das Gefühl, dass etwas versäumt wurde. Wenn ein Kind erst mal als „der Schläger aus der XX-Straße“ bekannt ist, dann wurde vorher viel versäumt und das war oft nicht allein das Problem der Eltern, sondern auch ein gesellschaftliches Problem mangelhafter Ausstattung des Beratungssystems.

Qualifizierte Krippenplätze

Und noch früher setzt Prävention dann ein, wenn das beißende 2-Jährige in einer angemessenen, dichten, kompetenten Betreuung so behandelt wird, dass es lernt, auf diese Art der Annäherung zu verzichten, ohne verletzend

zurückgewiesen zu werden. Eltern, die ihre Kinder gut betreut wissen, können eigene wichtige Lebensinhalte (z.B. Berufstätigkeit) aufgreifen und dann in der Familienzeit für Kinder klare, ruhige, Grenzen setzende Partner sein. Insofern ist auch die Forderung nach ausreichend Krippenplätzen Bestandteil einer umfassenden Strategie der Gewaltprävention.

Kindergärten mit kleinen Gruppen

Ich bewundere jede Erzieherin, die über Jahre hinweg 25 Kinder zwischen drei und sechs Jahren vier Stunden lang am Vormittag betreut, ohne völlig überfordert zu sein. Ich weiß, dass dies ein „heißes Eisen“ ist, aber als Berufspraktiker, der seit langem auch Teams von Kindergärten supervidiert, kann ich es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass diese Gruppengröße eigentlich unzumutbar ist und auch einen gehörigen Anteil so genannter „struktureller Gewalt“ in sich trägt, die durch einzelne „Indekinder“ dann deutlich und „auffällig“ wird.

Schulen als persönlichkeitsförderliche Lernorte

Kinder wollen lernen. Dass es Erwachsene gibt (und ganze Institutionen), die mit dieser Sehnsucht nach dem Großwerden wenig förderlich umgehen, weil sie meinen, an den Rüben ziehen zu müssen, ist problematisch. Schulen versuchen, persönlichkeitsförderliche Lernorte zu sein, aber häufig gelingt dies nicht, weil selbst Kinder schon „vorgeschädigte“ Kleinmenschen mit

mitgebrachten „Persönlichkeitsstörungen“ sein können und dann der Organisationsrahmen Schule die notwendigen Wachstumsbedingungen nicht bieten kann.

Der gegenwärtige Trend der Schulen zu immer mehr Selbstverantwortung der Lehrenden, bei gleichzeitiger Weiterqualifizierung dieser Pädagogen im Umgang mit Menschen (statt mit Lehrplänen) berechtigt zu Hoffnungen: Schule kann ein Lernort sein, der sogar kompensatorisch zu Vorschädigungen kindliche Lernfreude zu erneuern und zu entfalten vermag.

Moralische Trainingssituationen zur Entwicklung moralischer Sensibilität sind nötig

Im Ethikunterricht und in Religion werden Gespräche zu „gut und böse“, zu „richtigem und falschem“ Verhalten geführt. Das Curriculum des „Leben lernen“, das in allen Schularten vorwiegend durch die Gleichaltrigengruppen geleistet wird, kann aufgegriffen werden. Es könnte sinnvoll sein, solche Trainingssituationen in allen Fächern zu führen, denn Fairness und Regelorientierung, Selbstkontrolle als alltägliche, aber hoch zu achtende Tugend können nicht an einzelne Inhalte gebunden werden.

Spielsituationen zur üben der Differenzierung zwischen angemessenem Grenzsetzungsverhalten („Selbstverteidigung“) und Emotionsausdruck

Förlbel meinte, wer nicht richtig zu spielen lernte, werde es auch schwer

haben, richtig zu arbeiten – zusammengefasst in der Formel „Arbeit ist das Kind des Spielens“. Heute müssen wir sehen, dass diejenigen, die nicht lernen, im Spiel mit Aggression angemessen umzugehen (im Spiel zu erschrecken, wenn sie – nur spielend – Grenzen überschritten haben, also „in Echt“ gar nichts passiert ist), es erst recht nicht in Echt können. Selbstbeherrschung muss erspielt werden, um sie wirklich bei sich zu kennen.

Massage als Grundbestandteil der Elementarerziehung im Bildungs- und Erziehungsplan für die Vorschule

Die achtungsvolle Beziehung eines Menschen, der einem anderen eine Massage schenkt, wird bereits im Vorschulalter verstanden und kann geleistet werden. Das Körperelbschema wird entfaltet, die Sensibilität für unterschiedliche Kraftanwendungen erhöht. Dies alles wirkt auch hilfreich bei der Selbstkontrolle von körperlicher Aggression. Es wäre daher zu wünschen, dass in diesem Alter ein entsprechendes Training vermittelt wird.

Ringens nach Regeln (als unverzichtbarer Bestandteil des Sportunterrichts aller Schularten)

Was für die Massage im Kindergarten gilt, gilt erst recht für den Ringkampf im Sport. Regelorientierung und Fairness sind hier zu lernen – und dabei kann der natürliche Drang Krafthierarchien fest zu stellen und auszutesten, anerkannt werden.

Raufen unter Fairnessaufsicht ermöglichen

Insbesondere für Knaben ist das spiele- rische Kräfteressen wichtig, das in „Rauf- und Rangelspielen“ (Wegner Spöring 1995) für Kinder unverzichtbar ist. Warum gibt es in vielen Schulen Raucherecken im Pausenhof, jedoch keine unter Aufsicht stehenden „Rauf- und Rangelecken“?

4.2 Im Vordergrund mit klaren Grenzen präsent sein

Kinder und Jugendliche haben ein offenes Auge für Machtverhältnisse. Wenn die Erwachsenen einen toleranten, offenen Wertepluralismus zu leben vermögen, so achten sie schnell darauf, ob diese Toleranz kraftlos und auszutricksen ist, oder ob die, die Toleranz umfassenden Werte doch auch zu klaren Bewertungen, Einschätzungen, orientierenden Grenzsetzungen führen. Vor dem Hintergrund solcher Toleranz muss die achtsame Präsenz von Grenzen geleistet werden.

Ordnungsmacht ist gute Macht und muss sich immer als „die stärkere“ verstehen, darstellen und zeigen

Einige Lehrer, die ich nach traumatischen Erlebnissen („Ein Schüler hat mich mit dem Messer bedroht (...)“) und/oder angesichts resignativer Ohnmacht („Ich habe jeden Morgen solche Angst, der Klasse gegenüber zu treten, dass ich (fast) krank werde“) kennen lernte, haben sich im Prozess einer psychotherapeutischen Behandlung – und im Nachgang dann in pädagogischer Supervision – die Grundregel er-

arbeitet, mit welcher sie anders aufzutreten vermögen und auch im Rahmen ihrer Schulen anders für die Präsenz von Autorität zu kämpfen vermögen: „Es ist sicher, dass die guten Werte die stärkeren sind“.

Jedem Täter erwächst mit seiner Tat eine Schuld, die gestaltet werden kann als Wachstumschance („glückliche Schuld“)

Das Schema der Grenzsetzung (vgl. nachfolgend) erfordert es, dass jedem Täter möglichst bereits vor der Tat Grenzen gezeigt werden und dies mit großer Nachdrücklichkeit. Eine Pädagogik, die es Jugendlichen erlaubt, „erst mal über die Stränge zu schlagen und dann das Schuldbewusstsein zu nutzen“, ist negativ. Es kommt darauf an, Schuldigwerden möglichst zu verhindern.

Allerdings wird leider unvermeidlich oft das Klären von Grenzen erst nach ihrer Verletzung praktikabel. Hier sind die Konsequenzen von Grenzverletzungen – von Strafen über Opfer-Täterausgleich bis zur Neuformulierung von (vielleicht engeren) Grenzen – für die jeweiligen Täter auch als Wachstumschance zu formulieren.

Eltern, die sich selbst den Missbrauch körperlicher Macht verbieten, können diese auch ihren Kindern verbieten

„Jeder Schlag gegen ein Kind zerschlägt Beziehung“, Ohrfeigen haben schon immer geschadet, nur kennen wir die Menschenmehrheit noch nicht als wirklich frei und ungeschlagen auf-

gewachsene. Die Orientierung auf Gewaltlosigkeit ist gerade keine auf Kraftlosigkeit oder Machtlosigkeit. Autoritativ und klar vertretene Grenzen, z.B. die vom Gewaltverzicht, aber auch alle anderen, orientieren Kinder und Jugendliche und geben ihnen das, was sie wünschen: Vorbilder, an denen sie sich reiben, mit denen sie sich vergleichen können.

5. Eltern müssen lernen, Grenzen zu setzen

Seit 1976 trainiere ich Eltern, mal in Gruppen der Erwachsenenbildung, wie in den elfeinhalb Jahren, in welchen ich in der Präventionsarbeit im Gesundheitspark unter dem Titel „Mein Umgang mit Gefühlen“ an den (auch) elterlichen Nöten von Wut, Ärger, Ohnmacht, Hass, Eifersucht, Neid usw. arbeitete. Und mal in der Elternarbeit, ohne welche Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie nicht existiert. Ebenso lange supervidiere ich Erzieher, Lehrer, Heimerzieher, Sozialpädagogen, Logopäden und andere. Und ebenso lange unterrichte ich psychotherapeutische Kompetenz. Aus all diesen Lernfeldern habe ich ein immer wieder bestätigtes Schema der Selbstorganisation von Verhalten gegenüber Grenzverletzern destilliert, das sich bei der Fortbildung von Schulleitern und im Coaching für Spitzenkräfte der Wirtschaft gleichermaßen bewährte.

5.1 Das Fünf-Schritte Schema der Grenzsetzung

Das Schema zum Grenzen setzen muss natürlich erarbeitet und trainiert wer-

den. Es ergibt eine Handlungskompetenz gegenüber drohenden bzw. gerade stattfindenden Grenzverletzungen. Es wird hier nur vorgestellt, um es kennen zu lernen, ohne den Anspruch, es können zu lehren.

Erster Schritt: Trennen zwischen Absicht und Tat: Am liebsten würdest Du (...)

Meiner Erfahrung nach können 80% grenzverletzender Absichten, Impulse von Kindern und Jugendlichen in einer kritischen Situation dadurch gestoppt werden, dass der verantwortliche Erwachsene diesen ersten Schritt praktiziert, indem er eine verbale Beschreibung der offenkundig angezielten Grenzverletzung als Absicht in den Raum stellt. „Am liebsten würdest Du den Schulranzen hier in der Garderobe liegen lassen (...), am liebsten würdest Du dem Peter jetzt eine reinhauen (...)“. Diese verständlich gesprochenen Texte haben mehrere Vorteile:

- Sie machen dem Erwachsenen im Aussprechen selbst klar, worum es geht, welche Krise gerade ansteht.
- Sie vermitteln dem Kind/Jugendlichen erst mal die Erfahrung mit der eigenen Emotion wahr – und angenommen worden zu sein.
- Sie bieten dem Jugendlichen mit der verbalen Akzeptanz der Absicht einen Rückzug ohne Gesichtsverlust: Die Absicht ist erkannt, dann muss die Tat nicht folgen.

Selbstverständlich gibt es jedoch Situationen, in welchen die so Angesprochenen sich trotzig auf ihre Absicht versteifen. Deshalb muss dann der zweite Schritt schnell folgen.

Zweiter Schritt: Klare Nennung der Grenze

„Der Schulranzen gehört in Dein Zimmer (...), Schlagen ist verboten (...). Eltern sind heute oft wenig mutig im Benennen von Verboten. Sie äußern persönliche Wünsche: „Ich möchte nicht, dass Du (...)\", oder bieten Belohnung/ Vermittlung an: „Wenn Du Ordnung hältst, dann habe ich mehr Zeit (...), wenn Du mit Peter sprichst, statt zuzuschlagen, dann könnt ihr Euch einigen (...).“

Solche Differenzierungen können dann, wenn die Grenzverletzung vom Tisch ist, sinnvolle Vertiefungen, sinnvolle Ergänzungen sein. Aber der wichtigste Schritt ist es, den Kindern/Jugendlichen klar zu sagen, was erlaubt und was verboten ist.

Dritter Schritt: Verhindern der Grenzverletzung

Hierin liegt ein weiterer Abschnitt der Kunstfertigkeit. Wir sollten die Kinder nicht „erst mal die Fehler machen lassen und sie dann die Konsequenzen spüren lassen (...)\", sondern an ihrer Seite sein, wenn eine grenzverletzende Absicht entsteht und diese dann blockieren. Wann immer ein Kind seine grenzverletzende Absicht aufgibt, ist das Thema erledigt. Ist der Schulranzen im Zimmer, die Regel „absichtlich Unordnung machen, ist verboten“, gewährleistet, dann sollten Eltern nicht nachtragend darüber sprechen. Ist der Impuls zuzuschlagen kontrolliert, so ist Raum für den eigentlichen Ärger, nicht mehr für die Vorteile des Gewaltverzichtes.

Das Problem beim Grenzen setzen ist, dass darüber meist nicht unter präventivem, sondern unter „rächendem“ Gesichtspunkt gedacht und gesprochen wird. Als könne man nicht verhindern, dass Kinder das Unerwünschte tun. Und darin liegt natürlich auch eine Wahrheit: Auch bestens trainierte Grenzssetzer kommen in Situationen, in denen die Grenze schon überschritten wurde und im Nachhinein über Konsequenzen zu verhandeln ist. Aber viele Grenzverletzungen sind vorhersehbar und diese alle sollten nach dem hier genannten Schema gestoppt werden.

Wenn nun ein Kind/Jugendlicher zwar in seiner grenzverletzenden Absicht verstanden ist und auch genannt bekam, welche Grenze jetzt in Frage steht, dann kann es nötig sein, den „Täter“ auch handfest zu stoppen, die zum Schlag ausholende Hand zu halten, den Knaben und den Schulranzen zu packen und sie nun mit dem nächsten Schritt des Schemas zu konfrontieren:

Vierter Schritt: Bewehren der Grenze: Konsequenz nennen

„Wenn Du Peter nur noch schlagen willst, dann schicke ich ihn heim und Du hast heute niemand mehr zum Spielen (...), wenn Du den Schulranzen hier liegen lässt, dann kommst Du hier nicht weg (...).“

Die Konsequenzen für unerwünschtes Verhalten zu erarbeiten, ist eine der größten Herausforderungen. Dass es inzwischen eine Reihe von Erziehungsratgebern gibt, die hier hilf-

reiche Ideen anbieten, sei nur ange-merkt (Kast-Zahn 1997, Rogge 1993, 1995, Clemes&Bean 1995). Eltern können in ihren langen, sorgenvollen Aussprachen untereinander einerseits rückblickend ihre Betroffenheit verarbeiten, sie können aber auch vorausschauend gemeinsam Konsequenzen für vielfältige mögliche Grenzverletzungen vorausdenken. Hier allerdings ist meist das jeweilige Kind mit zu bedenken, denn was für den einen stark eingrenzende Konsequenz sein mag („Dann darfst Du heute nicht raus (...)“), kann für den anderen Wunsch-erfüllung sein.

Fünfter Schritt: Konsequenz durchführen

Eigentlich selbstverständlich, jedoch manchmal sehr wichtig: Wenn ein Kind seine grenzverletzende Absicht nicht aufzugeben bereit ist, so muss die Konsequenz auch durchgeführt werden.

Dieses Schema ist natürlich wie alle abstrakten Handlungsanweisungen nur hilfreich, wenn es in der je eigentümlichen Weise des jeweiligen Elternteils verlebendigt wird. Grundproblem dabei ist die blitzschnelle Erkenntnis der jeweiligen (zukünftigen) Absicht des Grenzverletzers. Und um solche Absichten zu erkennen, ist es notwendig, sich in die (potenziellen)

Literatur

Butollo, W. (2000): Die Angst ist eine Kraft. Über die konstruktive Bewältigung von Alltagsängsten, Weinheim: Beltz.
Clemes, H./Bean, R. (1990): Ohne Regeln geht es nicht, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

„Täter“ gezielt und genau einfühlen zu können.

5.2 Kontinuierliches und modellhaftes Empathietraining

Neben dem Grenzen setzen können ist eine zweite wichtige Kompetenz zu nennen, die zu erwachsenem Verhalten führt, das Gewaltverzicht und Regelbefolgung zu fördern vermag: die Fähigkeit zur Einfühlung, zur Empathie. Elternttraining kann in weiten Teilen als Empathietraining gesehen werden und ist als solches kontinuierlich zu fordern.

6. Zusammenfassung

‘Böse’ und ‘krank’ werden als Wertungskategorien vorgestellt. Um Kindern und Jugendlichen zu helfen, krankheitswertige Störungen des Sozialverhaltens zu bewältigen bzw. zu vermeiden als auch eine Delinquenzkarriere zu stoppen, werden Erziehungsgrundsätze angesprochen, die primärpräventiv wirksam werden können. Angesichts der zentralen Rolle, die ein autoritativ vorgelebter und durchgesetzter Gewaltverzicht haben kann, wird ein Schema der Grenzsetzung vorgestellt, das in Elternttrainings erarbeitet werden kann. Empathietraining ist darüber hinaus in jedem Elternttraining zu fordern.

Fend, H. (2000): Entwicklungspsychologie des Jugendalters, Opladen: Leske & Budrich. Flammer, A./Alsaker, F.D. (2002): Entwicklungspsychologie der Adoleszenz – Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter, Bern/Göttingen/

Toronto/Seattle: Hans Huber.

Fogelmann, E. (1995): „Wir waren keine Helden“ – Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe, Frankfurt: Campus.

Garbe, E. (1991): Martha – Psychotherapie eines Mädchens nach sexuellem Missbrauch, Münster: Votum Verlag.

Henggeler, S.W./Schoenwald, S.K./Bor-duin, C.M./Rowland, M.D./Cunningham, P.B. (1998): Multisystemic treatment of antisocial behavior in children and adolescents, New York: Guilford.

Hockel, C.M. (1985): Gebotsorientierte Prävention – Psychologische Kompetenz zur Förderung gesunder Lebensstile, in: Berufsverband Deutscher Psychologen (Hrsg.), Report Psychologie (Bd.10H2, S.8-10), Bonn: Deutscher Psychologischer Verlag.

Hockel, C.M. (1994): Der Zukunft beraubt – Wie soll ich lieben, wenn ich nicht hassen darf?, in: Hanns-Seidel-Stiftung (Hrsg.), Politische Studien (Bd.45, Sept./Okt., S.50-63), Grünwald: Atwerb Verlag.

Hockel, C.M. (1994): Prävention und Gesundheitsförderung, in: L. von Rosenstiel/C.M. Hockel/W. Molt (Hrsg.), Handbuch der Angewandten Psychologie (Bd.V-5, S.1-10), Landsberg am Lech: Ecomed.

Hockel, C.M. (1994): Wie soll ich lieben, wenn ich nicht hassen darf?, Sendung des Bayerischen Rundfunks in zwei Teilen: 1. Gewalt – Ergebnis der Versachlichung, 2. Gewalt – Antwort auf die Hoffnungslosigkeit, in: N. Matern (Hrsg.), Forum der Wissenschaft.

Hockel, C.M. (1997): Hat der sexuelle Missbrauch von Kindern und Jugendlichen gesellschaftliche Wurzeln?, in: Hanns-Seidel-Stiftung (Hrsg.), Politische Studien (Bd.48, Sonderheft 2, S.12-33), Grünwald: Atwerb Verlag.

Hockel, C.M. (1998): Psychologische Gesundheitsförderung für Kinder, Jugendliche und Familien – Personenzentrierte Arbeit in Systemen und mit systemischer Orientierung, in: Maximilian Rieländer/Carola Brücher-Albers (Hrsg.), Gesundheit für alle im 21. Jahrhundert (S.252-271), Bonn: Deutscher Psychologischer Verlag.

Hockel, C.M. (1998): „Wenn ich ein Kind wäre ...“ – Ein Perspektivwechsel zu Beginn. Beitrag zum Symposium der Hanns-Seidel-Stiftung „Täter therapieren oder wegsperren?“, München 2.-3.4.1998, München: Hanns-Seidel-Stiftung, Skript über Internet abrufbar.

Hockel, C.M. (1998): „Wir mischen uns ein ...“ – Aus der Sicht der Kinder gesprochen. Beitrag zum Symposium der Hanns-Seidel-

Stiftung „Kinderschutz: Es gibt noch viel zu tun“, München, den 17.9.1998, München: Hanns-Seidel-Stiftung, Skript über Internet abrufbar.

Kast-Zahn, A. (1997): Jedes Kind kann Regeln lernen. Vom Baby bis zum Schulkind: Wie Eltern Grenzen setzen und Verhaltensregeln vermitteln können, Ratingen: Oberstebrink & Partner.

Keller, H. (Hrsg.) (1998): Lehrbuch Entwicklungspsychologie, Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Hans Huber.

Keller, M. (1996): Moralische Sensibilität: Entwicklung in Freundschaft und Familie, Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Kohnstamm, R. (1999): Praktische Psychologie des Jugendalters, Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Hans Huber.

Kornadt, H.-J. (Hrsg.) (1981): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, (Bd.1), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Kornadt, H.-J. (Hrsg.) (1992): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, (Bd.2), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Laszlo, Ervin (1994): Wissenschaft und Wirklichkeit, Rosenheim: Horizonte.

Lickona, T. (1989): Wie man gute Kinder erzieht! Die moralische Entwicklung des Kindes von der Geburt bis zum Jugendalter und was Sie dazu beitragen können, München: Kindt Verlag.

Lohaus, A. (1990): Gesundheit und Krankheit aus der Sicht von Kindern, Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe, Verlag für Psychologie.

Lohaus, A. (1993): Gesundheitsförderung und Krankheitsprävention im Kindes- und Jugendalter, Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe-Verlag für Psychologie.

Lorenz, K. (1963): Das so genannte Böse, zur Naturgeschichte der Aggression, Wien: Dr. G. Borothea-Schoeler Verlag.

Masten, A.S. (2001): Resilienz in der Entwicklung: Wunder des Alltags, in: Gisela Röper/Cornelia von Hagen/Gil Noam (Hrsg.), Entwicklung und Risiko, (S.192-219), Stuttgart: Kohlhammer.

Merton, R.K. (1980): Auf den Schultern von Riesen – Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit, Frankfurt am Main: Syndikat.

Noam, G.G./Borst, S. (2001): Bedeutungen konstruieren und wieder verlieren: Auf dem Weg zu einem besseren Verständnis für suizidales Verhalten bei Jugendlichen, in: Gisela Röper/Cornelia von Hagen/Gil Noam (Hrsg.), Entwicklung und Risiko (S.247-264), Stuttgart: Kohlhammer.

- Oerter, R./Montada, L.** (2002): Entwicklungspsychologie: ein Lehrbuch, 5. vollständig überarbeitete Auflage, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Petermann, F./Döpfner, M./Schmidt, M.H.** (2001): Aggressiv-dissoziale Störungen, Leit-faden der Kinder- und Jugendlichenpsy-chotherapie, Göttingen: Hogrefe-Verlag für Psychologie.
- Petermann, F./Petermann, U.** (2001): Train-ing mit aggressiven Kindern, 10. voll-ständig überarbeitete Auflage, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Popper, K.** (1991): „Ich weiß, dass ich nichts weiß – und kaum das“, Frankfurt/Berlin: Ullstein.
- Pritz, A./Petzold, H.** (Hrsg.) (1992): Der Krankheitsbegriff in der modernen Psy-chotherapie, Paderborn: Junfermann.
- Remschmidt, H./Schmidt, M.H./Poustka, F.** (Hrsg.) (2001): Multiaxiales Klassifika-tionsschema für psychische Störungen des Kindes und Jugendalters nach ICD-10 der WHO, 4. vollständig überarbeitete und er-weiterte Auflage, Bern/Stuttgart/Wien: Hans Huber.
- Röper, G./Hagen von, C./Noam, G.** (Hrsg.) (2001): Entwicklung und Risiko, Stuttgart: Kohlhammer.
- Rogge, J.-U.** (1993): Kinder brauchen Gren-zen, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Tas-chenbuch Verlag.
- Rogge, J.-U.** (1995): Eltern setzen Grenzen, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschen-buch Verlag.
- Wegener-Spöhring, G.** (1995): Aggressivität im kindlichen Spiel – Grundlegung in den Theorien des Spiels und Erforschung ihrer Erscheinungsformen, Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Westmeyer, H.** (1973): Kritik der psycho-logischen Unvernunft – Probleme der Psy-chologie als Wissenschaft, Stuttgart: Kohl-hammer.

Prävention von Gewalt – Initiativen und Programme des Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen

Christa Stewens

1. Schutz vor Gewalt als Dauer- aufgabe von Politik und Gesellschaft

Eine aktuelle UNICEF-Studie („Child Maltreatment Deaths in Rich Nations“) belegt das erschreckende Ausmaß der Todesfälle von Kindern durch Misshandlungen und Vernachlässigung in den Industrieländern: In den OECD-Ländern sterben jedes Jahr rund 3.500 Kinder unter 15 Jahren an den Folgen körperlicher Misshandlung und Vernachlässigung. Dies bedeutet allein auf Deutschland bezogen zwei Todesfälle pro Woche und stellt nach Einschätzung von UNICEF nur die Spitze eines Eisbergs alltäglicher Gewalt gegen Kinder dar. Hier sind alle gefordert, jedes einzelne Schicksal eines Gewaltopfers verlangt unseren engagierten Einsatz. Jedoch helfen Aktionen nur dann, wenn erschreckende Einzelschicksale die Gesellschaft aufrütteln, langfristig nicht weiter. Der Schutz vor Gewalt ist eine Daueraufgabe der Politik, die noch

viel ernster genommen werden muss. In Bayern nimmt man sich dieser Thematik mit einer Vielzahl von Initiativen und Programmen an. Bereits 1989 hat man mit einem Maßnahmenkonzept die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und Kinder auf eine solide Grundlage gestellt. Elemente dieses Konzepts sind

- Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit,
- die Förderung von Frauenhäusern und Notrufgruppen,
- Maßnahmen zur wissenschaftlichen Erforschung von Ursachen und Auswirkungen innerfamiliärer Gewalt sowie
- Modellprojekte.

Dabei kommt der Präventionsarbeit ein besonders hoher Stellenwert zu. Prävention ist die wirksamste Form des Opferschutzes. Es ist immer besser vorzubeugen, als im Nachhinein tätig zu werden. Die Konzentration bei den

präventiven Maßnahmen zielt dabei ganz besonders auf den Schutz von Kindern vor Gewalt. Hier wird gleichzeitig Opfer- und Täterprävention geleistet. Denn die Täter von morgen sind häufig die Opfer von heute. Für eine wirksame Prävention von Gewalt muss an mehreren Punkten angesetzt werden. Nur dann kann es gelingen, eine durchschlagende Wirkung auf Dauer zu erzielen. Generell ist bei Präventionsmaßnahmen stets im Auge zu behalten, dass es sich um einen langwierigen, kontinuierlichen Einsatz handeln muss.

2. Schutz von Kindern vor Gewalt

Besonders wichtig ist die Stärkung der Kinder. Sie müssen bei ihrer Entwicklung zu selbstbewussten, eigenverantwortlichen und konfliktfähigen Persönlichkeiten unterstützt werden. Das kann dazu beitragen, dass sie nicht Opfer, vor allem von sexueller Gewalt, werden. Sexuell missbrauchte Kinder vertrauen sich häufig niemandem an, weil sie durch Drohungen vom Täter zum Schweigen gezwungen werden und ihnen Mitschuld am Geschehenen eingeredet wird. Selbstbewusste Kinder aber, die gelernt haben, bei Problemen über ihre Schwierigkeiten zu reden, können leichter ihr Schweigen brechen und Hilfe bei einer Vertrauensperson holen. Außerdem hat sich gezeigt, dass Kinder mit einer starken Persönlichkeit seltener Opfer werden. Wenn man Kindern zeigt, wie man Konflikte in einer Gemeinschaft löst, in der Gewalt nicht toleriert ist, kann man auch verhindern, dass sie selbst aus Hilflosigkeit zu

Gewalt als Konfliktlösungsmittel greifen. Die Stärkung der Kinder muss zudem verknüpft sein mit einer altersgerechten Sexualaufklärung, die die Kinder befähigt, Übergriffe zu erkennen und auf die Einhaltung ihrer unverletzlichen Grenzen zu bestehen. In diesem Bereich wurde in den letzten Jahren erfreulich viel bewirkt.

2.1 Kinderschutzkonferenz

Bereits im Jahr 2000 hat die Bayerische Staatsregierung die viel beachtete Kinderschutzkonferenz zum Thema „Schutz von Kindern vor Gewalt“ durchgeführt, mit der sie ein deutliches Zeichen gegen Gewalt gesetzt hat. Die Fachveranstaltung leistete einen wichtigen Beitrag zur politischen und gesellschaftlichen Weiterentwicklung des Kinderschutzes. Zusammen mit anerkannten Fachleuten aus Wissenschaft und Praxis aus dem gesamten Bundesgebiet wurden bei der interdisziplinären Tagung aktuelle Themen aus den Bereichen Prävention, Vernetzung, Opferschutz und Kinder- und Jugendschutz in den Medien diskutiert und neue Strategien und Konzepte für die Verbesserung des Schutzes junger Menschen vor Gewalt erörtert.

2.2 Bündnis für Kinder – gegen Gewalt

Ergebnis der Fachtagung war unter anderem die Errichtung der Stiftung „Bündnis für Kinder – gegen Gewalt“, die im Folgejahr vom Ministerpräsidenten Edmund Stoiber ins Leben gerufen wurde. Die bundesweit tätige Stif-

tung, die die größte Herausforderung in der Verhinderung von Gewalt sieht, will einen Beitrag zu einem gewaltfreien Aufwachsen junger Menschen in einer kinderfreundlichen Gesellschaft leisten. Zu diesem Zweck unterstützt sie vor allem innovative gewaltpräventive Projekte und leistet wertvolle Öffentlichkeitsarbeit.

Gewaltpräventionsprojekt „Faustlos“

Von wesentlicher Bedeutung bei der Verfolgung des Stiftungsziels ist das Gewaltpräventionsprojekt „Faustlos“ (www.f Faustlos.de), das in Kindergärten und Schulen eingesetzt wird. Dieses wissenschaftlich evaluierte Projekt vermittelt insbesondere gewaltfreie Konfliktlösungsstrategien, stärkt die soziale Kompetenz und trägt damit zur Täter- und Opferprävention bei. Durch die Unterstützung der Stiftung ist es gelungen, „Faustlos“ in über 500 Kindergärten und Schulen bundesweit zu etablieren. Die Stiftung wird die weitere Verbreitung dieses Programms kontinuierlich unterstützen.

Elternkurse „Starke Eltern – starke Kinder“

Das Äquivalent zu „Faustlos“ auf Elternseite sind die von der Stiftung unterstützten Elternkurse „Starke Eltern – starke Kinder“ des Deutschen Kinderschutzbundes. Die Kurse zeigen Eltern Konfliktlösungsmöglichkeiten auf, helfen ihnen bei der Ausübung ihrer Erziehungsverantwortung und geben fachliche Informationen sowie die Möglichkeit zur Reflexion. Mit einem

ausgewogenen Konzept unterstützen sie die Eltern bei einer persönlichkeitsfördernden Erziehung.

Kampagne „Mein Kind ist unschlagbar“

Von der Öffentlichkeitsarbeit des „Bündnis für Kinder – gegen Gewalt“ soll hier die bundesweite Kampagne „Mein Kind ist unschlagbar“ ganz besonders hervorgehoben werden. Mit Plakaten, auf denen sich Prominente klar zu einer gewaltfreien Erziehung ihrer Kinder bekennen, und T-Shirts, die die Botschaft „Mein Kind ist unschlagbar“ tragen, soll in der Gesellschaft das Bewusstsein für eine gewaltfreie Erziehung weiter verstärkt werden. Jeder kann sich an der Kampagne beteiligen und durch den Erwerb eines T-Shirts klar Flagge zeigen.

2.3 Weitere Maßnahmen zur Stärkung von Kindern

Für die präventive Arbeit mit Kindern in Schulen und Beratungseinrichtungen wurden im Auftrag des Sozialministeriums die beiden Lehrspielfilme „Trau Dich“ und „Mutprobe“ gedreht. Der Film „Trau Dich“ thematisiert den sexuellen Missbrauch an Kindern und sensibilisiert für diese Problematik. Kinder sollen altersgerecht aufgeklärt und in ihrer eigenen Persönlichkeit gestärkt werden. Sie sollen lernen, ihren Gefühlen zu trauen, Übergriffe zu erkennen und Hilfe zu holen, um nicht Opfer sexueller Gewalt zu werden. Bei dem Film „Mutprobe“ geht es um die Stärkung der kindlichen Persönlichkeit,

den Umgang mit Gruppendruck und Strategien der Konfliktlösung. Beide Filme wurden sämtlichen bayerischen Grundschulen und weiterführenden Schulen in Form eines Medienpakets kostenlos zur Verfügung gestellt.

Auf der Grundlage der beiden Filme wurden im Auftrag des Sozialministeriums zudem zwei DVDs unter denselben Titeln erstellt. Die DVDs enthalten neben den Spielfilmen vielfältige Zusatzinformationen und Begleitmaterialien wie Unterrichtseinheiten, methodische Vorschläge für die pädagogische Arbeit, Arbeitsblätter und -hilfen, Medientipps sowie eine Rubrik „Frage und Antwort“, um die Aufbereitung der sensiblen Gewaltthematik in der pädagogischen Arbeit zu erleichtern. Nach Ausschöpfung eines Freikontingents von 1000 Exemplaren für Schulen in Bayern können die DVDs von bayerischen Schulen und Einrichtungen zum Selbstkostenpreis bezogen werden.

3. Prävention bei Jugendlichen

Den Ausbau und die Fortentwicklung der pädagogischen Hilfen zur Vermeidung der Kinder- und Jugendkriminalität unterstützt der Freistaat Bayern bereits seit 1983 mit Förderprogrammen. Es besteht das Ziel, landesweit ein ausreichendes Netz sozialpädagogischer Hilfen für gewaltgeneigte, von Straffälligkeit bedrohte oder bereits straffällig gewordene Jugendliche zu schaffen. Dabei sind insbesondere

- die ambulanten Maßnahmen der Jugendhilfe,
- der „Täter-Opfer-Ausgleich“,
- die soziale Gruppenarbeit,

- Anti-Aggressions-Kurse und
- soziale Trainingskurse

von Bedeutung. Zur besseren Entwicklung von Rechts-/ Unrechtsbewusstsein bei jungen Menschen wurden Konfliktschlichtungsmodelle in Schulen, Jugendzentren und Freizeiteinrichtungen entwickelt.

3.1 Gewaltprävention an Schulen

Durch die Mitarbeiter des Jugendamtes in den Bereichen der Jugendarbeit, des Jugendschutzes und der Jugendgerichtshilfe werden in Schulen, vorwiegend in Hauptschulen, Unterrichtseinheiten zur Prävention angeboten. Weiterhin finden an vielen Schulen Konflikttrainings statt. Gedacht sind diese Präventionsmaßnahmen vorwiegend für junge Menschen, die durch besonders aggressives Verhalten auffallen, bislang jedoch noch nicht straffällig wurden. Zusätzliche Einzelberatung rundet diese Angebote ab. Nach ähnlichem Muster wird die Gewaltprävention an Hauptschulen angeboten, die sich inhaltlich mit der Entstehung und Wahrnehmung schülertypischer Konfliktsituationen beschäftigt, Übungen zur Konfliktvermeidung und -lösung aufnimmt, sowie strafrechtliche Konsequenzen bearbeitet.

3.2 Jugendsozialarbeit an Schulen

Die Schule ist der geeignete Ort, an dem die Jugendhilfe mit ihrem Leistungsspektrum frühzeitig und nachhaltig auf junge Menschen einwirken und damit auch Eltern wirksam unterstützen kann. Dies haben auch die Er-

fahrungen an sogenannten 33 Brennpunktschulen in Bayern bestätigt: Das Konfliktpotenzial und Gewaltpotenzial ist um rund 52% zurückgegangen und 45% der leistungsschwächeren jungen Menschen konnten erfolgreich in Ausbildung und Beschäftigung vermittelt werden. Es handelt sich um einen Erfolg versprechenden Weg zur sozialen und damit auch schulischen Integration von benachteiligten jungen Menschen. Auf Grund dieser äußerst positiven Bilanz des Modellförderprogramms hat die Bayerische Staatsregierung ein Regelförderprogramm aufgelegt: In einem Zeitraum von zehn Jahren soll der Einsatz von bis zu 350 Sozialpädagogen gefördert werden. Die Jugendsozialarbeit an Schulen richtet sich – entsprechend ihres gesetzlichen Auftrags nach § 13 SGB VIII – an junge Menschen, die durch ihr Verhalten auffallen, durch erhebliche erzieherische, psychosoziale und familiäre Probleme, durch Schulverweigerung, erhöhte Aggressivität und Gewaltbereitschaft; sie richtet sich an junge Menschen, deren Familie aus dem Ausland stammt und die dadurch erschwerte Integrationsbedingungen haben. Jugendsozialarbeit soll deshalb nicht an allen Schulen zum Einsatz kommen. Ganz bewusst wurde das Förderprogramm auf Hauptschulen, die Hauptschulstufe der Förderschulen sowie die Berufsschulen beschränkt, weil an diesen Schulen solche Problemlagen verstärkt auftreten.

Die familienorientierte Jugendsozialarbeit an Schulen baut jungen Menschen durch Einzelfallberatung und soziale Gruppentrainings wie Anti-Aggressions-Trainings oder Streitschlichterprogramme Brücken für ihre soziale und schulische Integration. Dies kann nur

Hand in Hand mit den Eltern gelingen, weshalb auch die Elternarbeit und -beratung einen hohen Stellenwert hat. Hierzu nutzt die Jugendsozialarbeit auch ein Kooperationsnetzwerk zwischen sozialen Diensten des Jugendamtes, Erziehungsberatungsstellen, schulischen Beratungsdiensten, Suchtberatungsstellen, Arbeitsamt und Jugendarbeit.

Ausbauziel ist es, in den nächsten zehn Jahren an 500 Schulen insgesamt 350 sozialpädagogische Stellen zu schaffen. Auch aus staatlicher Sicht bedeutet dieses Förderprogramm einen finanziellen Kraftakt: Wegen der hohen gesellschaftlichen Bedeutung werden trotz der massiven Sparzwänge rd. 34 Mio. € für dieses Programm zur Verfügung gestellt. Allein 2003/2004 fördert der Freistaat Bayern hier mit 2,9 Mio. €. Bayern ist mit der Förderung und dem bedarfsgerechten Ausbau bundesweit beispielgebend.

3.3 Streitschlichterprogramme

Weiter werden in Streitschlichterprogrammen, die von den Fachkräften der Jugendgerichtshilfe begleitet werden, Schülergruppen zur selbstverantwortlichen Lösung von Konflikten ausgebildet. Die Schüler sollen auftretende Konflikte zeit- und ortsnahe unter Gleichaltrigen klären. Ein erfolgreiches Projekt hierzu führt derzeit die Stadt Ingolstadt durch. In dem Modellprojekt werden die Streitschlichterprogramme an Schulen, Tagesstätten und in Horten eingesetzt, um schon vor Einsetzen der Straffälligkeit individuelle Fehlentwicklungen korrigieren zu können und allgemein dem Phänomen der „Kin-

derkriminalität“ entgegenwirken zu können.

3.4 Clearingstelle

Für eine kleine Anzahl besonders auffälliger Kinder und Jugendlicher, die mit den herkömmlichen ambulanten und stationären Angeboten nicht zu erreichen sind, wurde seitens des Sozialministeriums das Konzept einer „geschlossenen Clearingstelle“ entwickelt. Zielgruppe sind die sogenannten „Intensiv- und Mehrfachtäter“, die unterhalb der Strafmündigkeitsgrenze (14 Jahre) sind. Notwendig für diese Maßnahme ist eine Entscheidung des Familiengerichts (§ 1631 b BGB). Damit kann eine schnelle Reaktion auf massiv delinquentes Verhalten erfolgen, um die Kinder und Jugendlichen möglichst rasch aus ihrem negativen sozialen und kriminogenen Milieu herauszulösen. Es erfolgen eine frühzeitige Abklärung/Diagnose, Ursachenanalyse und Festlegung des Interventionsbedarfs im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe. Im Anschluss daran findet eine schnelle Unterbringung in einer geeigneten Einrichtung im Rahmen eines professionellen Fall- und Krisenmanagements statt.

3.5 Maßnahmen der Erziehungshilfe gegen Straffälligkeit (Jugendgerichtshilfe) und Gewalt

Zusätzlich unterstützt ein Förderprogramm die Landkreise und kreisfreien Städte durch die Gewährung von Personalkostenzuschüssen an freie oder kommunale Träger der Jugendhilfe bei der Wahrnehmung der pädagogischen Aufgaben nach dem Jugendgerichtsge-

setz. Ziel dabei ist es, landesweit ein ausreichendes Angebot sozialpädagogischer Hilfen für auffällige Kinder, gewaltgeneigte, von Straffälligkeit bedrohte, oder bereits straffällig gewordene Jugendliche zu schaffen. Durch frühzeitige pädagogische Interventionen sollen weitere Fehlentwicklungen der jungen Menschen verhindert werden. Maßnahmen wie Betreuungsweisungen, soziale Trainingskurse, Täter-Opfer-Ausgleich und Arbeitsleistungen können traditionelle Sanktionen (Geldbuße oder Jugendarrest) häufig ersetzen. Das Förderprogramm wurde im Jahr 2000 durch eine externe Unternehmensberatung auf Praktikabilität und Effizienz überprüft. Alle Einzelprojekte wurden positiv bewertet und ihnen wurden ein hoher inhaltlicher Zielerreichungsgrad und eine gute Kooperationsleistung bescheinigt.

3.6 Jugendhilfemaßnahmen nach §§ 27 ff SGB VIII

Allen Kindern und Jugendlichen stehen bei entsprechender Bedarfslage die Maßnahmen der Hilfen zur Erziehung nach den §§ 27 ff des SGB VIII offen. Die Angebote sind modulartig aufeinander abgestimmt und garantieren die jeweils richtige Hilfestellung im Einzelfall. Eine regelmäßige Überprüfung der Zielerreichung und des weiteren Hilfebedarfs stellt die Hilfeplanung nach § 36 SGB VIII sicher. Die ambulanten Hilfen zur Erziehung bieten wichtige Maßnahmen für auffällige und gefährdete Kinder und Jugendliche. Ein inhaltlicher Schwerpunkt der Sozialen Gruppenarbeit liegt bei strafunmündigen Kindern, die allgemein sozialauffällig sind. Ihnen wird mit gruppenpädagogischen Methoden so-

zialadäquates Verhalten nahe gebracht. Für straffällig gewordene Jugendliche und Heranwachsende bieten die Mitarbeiter der Jugendgerichtshilfe die vom Gericht ausgesprochene Gesprächsweisung an, die ca. drei bis fünf Gespräche umfasst. Bei Maßnahmen des Täter-Opfer-Ausgleichs steht das Erkennen des konkreten Fehlverhaltens im Mittelpunkt sowie die Auseinandersetzung mit dem Geschädigten. In der Betreuungsweisung, einer viertel- bis einjährigen intensiven Betreuung durch einen Betreuungshelfer, wird je nach Deliktart die Themenstellung für jeden einzelnen Jugendlichen ebenfalls sehr intensiv aufgegriffen und bearbeitet. Daneben werden die Eltern in das Betreuungsgeschehen eingebunden. Ähnlich intensiv, jedoch mit Mitteln der pädagogischen Gruppenarbeit, finden soziale Trainingskurse statt. Hier werden in der Praxis themenspezifische Kurse angeboten. Für die Zielgruppe der gewalttätigen Jugendlichen und Heranwachsenden werden Maßnahmen des Anti-Aggressions-Trainings implementiert. Auch im Rahmen der Weisungen zur sozialen Arbeit ist es möglich, einen gezielten Lerneffekt herzustellen und somit einen Beitrag zur weiteren Gewaltprävention zu leisten.

Die teilstationären Hilfen zur Erziehung finden in Tagesgruppen statt. Hierfür stehen in Bayern rund 2.350 Plätze bereit. Die Kinder in der heilpädagogischen Tagesbetreuung können hier hinsichtlich ihrer Verhaltensauffälligkeiten, ihrer seelischen Störungsbilder und auch in ihrer Gewalt- und Deliktbereitschaft eine Verbesserung ihrer Situation erfahren. Die regelmäßige und intensive Einbindung der Eltern in die Arbeit der Einrichtungen ist maßgeblich

cher Bestandteil der Konzeption.

Für gewaltbereite und auffällige Kinder und Jugendliche stehen in Bayern qualifizierte Einrichtungen der stationären Hilfen zur Erziehung zur Verfügung. Rund 8.150 Plätze in Heimen und Einrichtungen können eine auf die jeweilige Einzelfallproblematik abgestimmte Unterstützung für Kinder und Jugendliche anbieten. Je nach Schwierigkeitsgrad, Störungsbild und entsprechendem konzeptionellen Ansatz wählen die kommunalen Jugendämter für die betroffenen Kinder und Jugendlichen die jeweils erforderlichen Maßnahmen.

3.7 Innovative Modellprojekte

Neben diesen bewährten Angeboten gibt es noch eine Vielzahl innovativer Modellprojekte zur Fortentwicklung der Präventionsstrategien. Zum Beispiel AIB, die ambulante intensive Begleitung, bei der eine Fachkraft die Jugendlichen für einen begrenzten Zeitraum hinweg intensiv begleitet. Zur inhaltlichen Weiterentwicklung fördert das StMAS auch Modellprojekte, die neue Ansätze in der Bekämpfung von Gewalt und der Kinder- und Jugenddelinquenz entwickeln und erproben.

4. Stärkung der Eltern in ihrer Erziehungskompetenz

Gewalt tritt häufig dort auf, wo eigentlich Liebe, Geborgenheit und Vertrauen erwartet werden: In der Familie und im sozialen Nahraum. Das zeigt, wie wichtig es für die Gewaltprävention ist, auch die Eltern zu erreichen und bei der Wahrnehmung ihrer Erziehungs-

verantwortung zu unterstützen. Angesichts veränderter Familienformen, gesteigener Erwartungen der Eltern sowie der Zunahme der Mütter und Väter, die sich von ihrer Erziehungsaufgabe überfordert fühlen, gewinnt eine qualifizierte Eltern- und Familienbildung immer größere Bedeutung. Der allgemeine Werteverlust und der Werteverfall verunsichert viele Paare und Eltern in ihrer Beziehung zueinander und in wichtigen Erziehungsfragen. Viele tradierte Werte werden nicht mehr übernommen, werden vielmehr hinterfragt und verworfen. Die Suche nach neuen zeitgemäßen Werten ist schwierig, führt nicht selten in Sackgassen und endet oft in einem Gefühl der Sinnleere des eigenen Lebens.

4.1 Weiterentwicklung der Eltern- und Familienbildung

Auch Kinderbetreuungseinrichtungen betrachten eine verstärkte Eltern- und Familienbildung als unentbehrlich für eine nachhaltige Unterstützung der Eltern in ihrer Erziehungsarbeit. So hat die Jugendministerkonferenz die elementare Bedeutung der Familie für das „gelingende Aufwachsen junger Menschen zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten“ betont. Der einstimmige und umfassende Beschluss der Jugendminister vom Mai 2003, an dessen Vorlage Bayern entscheidend mitgewirkt hat, bietet eine sehr gute Grundlage für die entscheidende Weiterentwicklung der Eltern- und Familienbildung und bekräftigt den Stellenwert der Eltern- und Familienbildung. Die Jugendministerkonferenz hält es für notwendig, ein „breitenwirksames Angebot“ an Eltern- und Familienbildung zu entwickeln,

das sich grundsätzlich an alle Eltern richtet und möglichst viele erreicht.

4.2 Zukunftsweisende Familienbildungsprojekte

Der Bayerische Landtag fasste bereits am 18. Mai 2000 grundlegende Beschlüsse zur Weiterentwicklung der Familienbildung in Bayern. Für das Haushaltsjahr 2001 wurden einmalige Sondermittel in Höhe von 1 Million Euro zur Förderung zukunftsweisender Familienbildungsprojekte zur Verfügung gestellt. Mit diesen Mitteln konnten nach einer bayernweiten Ausschreibung 19 thematisch weit gespannte Projekte freier und kommunaler Träger nach den Kriterien „Trägervielfalt“, „Akzeptanz und Niedrigschwelligkeit“ sowie insbesondere „Zukunftsorientiertheit“ ausgewählt werden. Weiteres Auswahlkriterium war auch die Nutzung neuer Kommunikationstechnologien und die Eignung der Projekte für eine Vernetzung vor Ort. Am Beispiel dreier ausgewählter Projekte soll nachfolgend der thematische Rahmen, innerhalb dessen Familienbildung stattfinden kann, gezeigt und zugleich dargestellt werden, wie durch neue Methoden Inhalte der Eltern- und Familienbildung attraktiv und für alle Eltern erreichbar vermittelt werden können.

Das unter der Leitung des Münchner Psychologen Prof. Dr. Klaus Schneewind konzipierte und durchgeführte Projekt „Freiheit in Grenzen“ befasst sich mit der Stärkung elterlicher Erziehungs Kompetenzen. Methodisch wurde ein modernes Medium genutzt, eine interaktive CD-ROM, die es ermöglicht, typische Erziehungssituationen in ihrem Ablauf als Film darzu-

stellen, wobei verschiedene Lösungsvarianten zum Vergleich angeboten, kommentiert und analysiert werden. Diese CD-ROM wurde von Fachleuten wie von Eltern überaus positiv aufgenommen. Das Sozialministerium hat 1000 CDs zum Selbstkostenpreis gekauft und an alle bekannten Träger der Eltern- und Familienbildung verteilt. Von Prof. Schneewind wurde diese CD-ROM zusammen mit einer ergänzenden Broschüre bereits über 3000 mal an interessierte Eltern und Fachleute gegen eine Schutzgebühr versandt.

Der vom Bayerischen Landesjugendamt entwickelte Elternratgeber „Eltern im Netz“ bedient sich des Computers und des Internets und will Familien bei der Wahrnehmung ihrer erzieherischen Verantwortung unterstützen. Die Internetseite wurde vom Landesjugendamt zentral ins Netz gestellt (www.elternimnetz.de). Immer mehr bayerische Jugendämter beteiligen sich an der Kooperation. Auch in anderen Bundesländern genießt dieses Projekt hohes Ansehen. Für Jugendämter außerhalb Bayerns besteht ebenfalls die Möglichkeit, sich diesem Internet-Elternratgeber anzuschließen. Rat suchende Eltern können heute schon auf ca. 300 Texte zugreifen. Bei weiter gehenden Fragen werden die Eltern über den zuständigen Ansprechpartner in ihrem Jugendamt informiert und können sich direkt telefonisch an ihn wenden. Damit wird die Kontaktaufnahme mit dem Jugendamt so niedrigschwellig wie möglich gehalten. Dieser Elternratgeber stößt mittlerweile auf großes Interesse und wird weitergeführt werden.

Das vom Familienbund der Katholiken in der Diözese Würzburg e.V. getragene Projekt „Neues Informations- und

Kommunikationssystem für Familien mit behinderten Kindern“ (www.in-takt.info) nutzt die Chancen der Dezentralität des Internets für die Belange behinderter Menschen und vernetzt verschiedene Zielgruppen – Betroffene, Familien mit behinderten Kindern, Verbände, Vereine, Einrichtungen. Im Zentrum steht die Stärkung von Familien in ihrer Erziehungs- und Bildungskompetenz. Das Projekt nutzt auch die Kompetenz vieler Eltern von behinderten Kindern als Experten für ihre besondere Lebenssituation. Ihre Erfahrungen und ihr Wissen sind für alle Eltern von größtem Wert. Immer mehr Eltern tauschen sich über den eingerichteten Chatroom aus. Vor allem auch für werdende Eltern, die die Diagnose einer Behinderung ihres Kindes erfahren haben, erweist sich der Kontakt mit anderen betroffenen Eltern als besonders wichtig. Dem Projekt kommt deshalb auch große Bedeutung für den Schutz des ungeborenen Lebens zu. Durch die Einrichtung einer im Internet basierten Informationsbörse können diese Erfahrungen und Kenntnisse schnell und, falls gewünscht, anonym an andere Eltern weitergegeben werden. Das Projekt ist seit seinem Beginn außerordentlich erfolgreich. Pro Monat werden etwa 7000 bis 8000 Zugriffe auf die Internetseite gezählt.

So unterschiedlich die Bedürfnisse der Familien sind, so unterschiedlich müssen auch die Angebote der Familienbildung sein. Dies gilt etwa für die Kurse zur Geburtsvorbereitung, in denen eine hohe Motivation beider Partner besteht, sich auf das künftige Familienleben vorzubereiten. Oder die verschiedenen ärztlichen oder fachlichen Beratungsstellen, zu denen Eltern aus ganz bestimmten Bedarfslagen gehen.

Sie sind dabei so hoch motiviert, dass sie sich auch auf Fragen der Erziehung einlassen. Ein Konzept für die Weiterentwicklung der Familienbildung muss auf Lebenslagen orientiert sein, d.h. in seinem Angebot auf die konkrete, sich ständig ändernde Familiensituation abgestellt sein. Denn werdende Eltern haben andere Fragen und Bedürfnisse als Eltern mit Kleinkindern und diese wieder andere als Eltern, deren Kinder in die Pubertät hineinwachsen.

4.3 Gewaltprävention in Erziehungsberatungsstellen

Flächendeckend in ganz Bayern stehen rund 180 Erziehungsberatungsstellen für Kinder, Jugendliche und deren Eltern bereit. Diese Zielgruppen werden in allen Fragen der Delinquenz, Straffälligkeit oder Gewaltbereitschaft beraten. Ein Großteil der präventiven Maßnahmen zur Vermeidung von Gewalt wird bereits sehr niedrigschwellig in den Gesprächen und Angeboten für die Ratsuchenden aufgegriffen und bearbeitet. Hier werden neben einer allgemeinen Beratung zusätzlich auch eigene Maßnahmen der Gewaltprävention durchgeführt. Ein Beispiel hierfür ist das Projekt „Wohin mit meiner Power?“ – Gewaltprävention im Kindes- und Jugendalter der Erziehungsberatungsstelle der Caritas in Freilassing. Die Bayerische Staatsregierung fördert mit 8,7 Mio. € jährlich die bayerischen Erziehungsberatungsstellen.

5. Jugendmedienschutz

Eltern erziehen ihre Kinder nicht allein und losgelöst von ihrer Umwelt. Medien sind heute selbstverständlicher und

integraler Bestandteil der Lebenswelt junger Menschen geworden. Im Durchschnitt sehen Schüler pro Tag etwa 1,5 bis 2,5 Stunden fern; 1/5 aller Grundschüler sehen mehr als 40 Stunden fern oder Video; Experten gehen von einem Verhältnis von 11.000 Schulstunden zu 15.000 Fernsehstunden pro Jahr aus! In Deutschland unterschätzen Teile der Politik, der Wirtschaft und der Medien den gefährlichen Einfluss, den gerade Gewaltfilme auf junge Menschen ausüben. Dabei belegen empirische Untersuchungen, die hohen methodischen Standards genügen, einen signifikanten Wirkungszusammenhang zwischen Mediengewaltkonsum und aggressivem Verhalten. In der Altersgruppe männlicher 11 bis 19-Jähriger gehören 10-15% der Jugendlichen zur Risikogruppe, die auf Grund familiärer oder sozialer Belastungsfaktoren (z.B. emotionale Vernachlässigung, schulischer Misserfolg, soziale Ausgrenzung) als besonders gefährdet einzustufen ist. Bewegte Bilder erzeugen nun mal eine stärkere emotionale Kraft als Worte. Durch die ständige Präsentation von Gewalt in den Medien werden schlechtere Werte, Normen und Einstellungen verändert. Es tritt ein Gewöhnungseffekt an Gewalt ein, der auch eine Teilnahmslosigkeit gegenüber den Opfern bewirkt.

5.1 Neues Jugendschutzgesetz

Um junge Menschen vor Gewalt verherrlichenden Medien zu schützen, ist in erster Linie ein wirksamer gesetzlicher Jugendmedienschutz gefordert. Das neue Jugendschutzgesetz der Bundesregierung wurde diesem Anspruch leider nicht gerecht. Bayern hat daher über den Bundesrat Verbesserungsvor-

schläge in den Bundestag eingebracht, die jedoch an der rot-grünen Mehrheit gescheitert sind. Unsere Forderungen nach einem generellen, altersunabhängigen Verbreitungsverbot schwer jugendgefährdender Videofilme und Video- und Computerspiele, einem Verbot von Videoverleihautomaten sowie einem Verbot von sogenannten Killerspielen, bei denen in menschenverachtender Weise – sozusagen just for fun – Tötungen oder Verletzungen an Mitspielern real oder digital simuliert werden, sind damit jedoch nicht vom Tisch. Auch die Alterskennzeichnung von Computerspielen analog der Kennzeichnung von Kinofilmen musste von Seiten Bayerns mehrfach eingebracht werden, bis für deren Notwendigkeit die Einsicht bei der Bundesregierung gewachsen war.

5.2 Jugendmedien-Staatsvertrag der Länder

Durch die Reform des Jugendschutzgesetzes wurde aber der Weg frei gemacht für einen eigenständigen Jugendmedienschutz-Staatsvertrag der Länder. Der Jugendmedienschutz kann hierbei neue Wege beschreiten und der zunehmenden Verschmelzung von analoger und digitaler Medienwelt, von Fernsehen und Internet besser Rechnung tragen. Mit Blick auf die technologischen Besonderheiten und die globale Ausrichtung der neuen Medien kann man im Jugendschutz nicht mehr einseitig auf die Karte der staatlichen Kontrolle setzen. Es muss im stärkeren Umfang als bisher die Eigenverantwortung der Medienanbieter als zweites Standbein aufgebaut werden. Die freiwillige Selbstkontrolle wurde deshalb zu Recht deutlich gestärkt. Die Medien-

wirtschaft ist gefordert, stärker Verantwortung zu übernehmen für die Vermittlung von Werten und Normen, die mit unserer Gesellschaftsordnung in Einklang stehen.

5.3 Kommission für Jugendmedienschutz

Der Jugendschutz darf andererseits nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden. Selbstkontrolle im wahren Wortsinn bedeutet qualitätsgesicherte, unabhängige und sachkundige Prüfverfahren. Qualifizierte Selbstkontrolle muss zum Wohle der Kinder und Jugendlichen auch durch wirksame staatliche Kontrollmechanismen flankiert werden. Dreh- und Angelpunkt ist hier die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM), die am 2. April 2003 ihre Arbeit aufgenommen hat.

5.4 Medienkompetenz der Eltern

Jugendschutz hört an der Wohnungstür auf. Dort beginnt das Elternrecht, aber auch die Elternverantwortung. Um Eltern auch hier nicht alleine zu lassen, setzt Bayern nachdrücklich auf den erzieherischen Jugendschutz und die Medienkompetenz von jungen Menschen, aber auch der Eltern: Eltern haben einen hohen Informations- und Orientierungsbedarf, insbesondere zu den neuen Medien oder auch zu Pro und Contra von Film- und Fernsehangeboten. Sie brauchen Hilfe bei der Auswahl und Beurteilung der Medienprodukte, um angemessene Erziehungsregeln im Umgang mit Medien zu treffen. Bayern unterstützt daher mit Kampagnen und Projekten vor allem der Aktion Jugendschutz – die mit rund 620.000 €

jährlich durch das Sozialministerium gefördert wird – junge Menschen und ihre Eltern in Medienfragen. In Kürze wird das Sozialministerium auch ein Medienpaket zu medialer Gewalt vorstellen, das mit rund 70.000 € unterstützt wurde. Dieses Medienpaket ist an Eltern und pädagogische Fachkräfte gerichtet und soll insbesondere über die Zusammenhänge von medialer und realer Gewalt aufklären sowie Anstöße für präventive Maßnahmen geben.

5.5 Elterntalk

Ziel des Projektes „Elterntalk“ ist es, ein bayernweit funktionierendes Eltern-Kommunikationsnetz zum Thema Medien aufzubauen. Wir haben eine bestechend einfache Idee aufgegriffen: Nach dem Modell der „Tupper-Ware-Partys“ werden im privaten Raum Treffen von Müttern und Vätern zu einem Informations- und Erfahrungsaustausch rund um Erziehungsfragen zu Medien organisiert. Für die Durchführung der Elterntalks konnten auch russisch und türkisch sprechende Moderatorinnen und Moderatoren gewonnen werden. Diese erreichen insbesondere ihre Landsleute, weshalb das Projekt auch zur Integration ausländischer Familien beiträgt. Auf Grund des großen Zuspruchs konnte das Projekt zwischenzeitlich in allen Regierungsbezirken Bayerns erfolgreich etabliert werden.

6. Qualifizierung von Fachleuten

Außerdem müssen wir die Fachleute, die beruflich mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, im Erkennen von

Symptomen und im Umgang mit betroffenen Kindern qualifizieren. Zur Sensibilisierung für die Problematik des sexuellen Missbrauchs hat das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus eine Handreichung für Lehrkräfte entwickelt. Diese Handreichung soll dazu beitragen, dass Lehrkräfte nicht nur die Problematik des sexuellen Missbrauchs erkennen, sondern auch für entsprechende Symptome sensibilisiert werden. Im Mittelpunkt der Handreichung steht die Prävention, die primär bei der Stärkung der Selbstwahrnehmung und Selbstbehauptung von Kindern ansetzt. Über den Präventionsaspekt hinaus enthält die Handreichung auch Hinweise darauf, welche Interventionsmöglichkeiten Lehrkräfte bei einem konkreten Fall von Missbrauch haben und wo gegebenenfalls Experten zu finden sind.

Zum Thema „Gewalt gegen Kinder und Jugendliche“ hat schon 1998 der Berufsverband der Kinderärzte mit fachlicher und finanzieller Unterstützung des Sozialministeriums den Leitfaden für Kinderarztpraxen mit einem umfangreichen Adressenteil veröffentlicht. Der Leitfaden dient der Information von praktisch tätigen Kinder- und Jugendärzten, die häufig erste Ansprechpartner sind, und trägt zu einer verbesserten Diagnose und Intervention bei. Er steht auf der Internetseite zum Gewaltschutz unter www.gewaltschutz.bayern.de als pdf-Datei zur Verfügung.

Besonderer Wert wird auch auf eine gute Vernetzung zwischen allen beteiligten Berufsgruppen gelegt. In Form von Arbeitskreisen, runden Tischen, etc. wird ein intensiver fachlicher Aus-

tausch für ein Gesamtkonzept gegen Gewalt in der jeweiligen Region gepflegt. Speziell zur Verbesserung der Zusammenarbeit bei der Verhütung der Jugendkriminalität wurden folgende Eckpunkte neu gefasst:

- Gründung von Sicherheitspartnerschaften („runde Tische“) zwischen Jugendamt, Schule, Polizei, Staatsanwaltschaft und Jugendgericht,
- regelmäßiger Informationsaustausch über Probleme vor Ort und
- ad-hoc Arbeitsgruppen bei besonderen Vorfällen, z.B. Bandendiebstahl von Jugendlichen, Gewalt in und an der Schule, Drogenhandel oder schweren Vergehen bzw. Verbrechen von Einzeltätern.

Einen Beitrag zu einer verbesserten Kooperation in Krisensituationen leistet auch der Abschlussbericht des fünfjährigen, vom Sozialministerium geförderten Modellprojekts „Polizei-Jugendarbeit-Sozialarbeit-Schule“, den 2003 alle bayerischen Jugendämter mit der Empfehlung zur regionalen Umsetzung erhalten haben.

7. Konsequente Bestrafung der Täter

Bei jedem Einsatz für die Bekämpfung von Gewalt muss die Verantwortung des Täters im Vordergrund stehen. Es ist sehr wichtig, deutlich zu machen, dass in keinem Fall die Opfer die Verantwortung für die Taten und für die Bekämpfung der Übergriffe tragen. Indem wir die Täter konsequent für ihre Gewalttaten bestrafen, geben wir ein klares Signal, dass ihr Verhalten in unserer Gesellschaft nicht akzeptiert wird,

dass es sich bei ihren Taten um keine Kavaliersdelikte handelt. Die generalpräventive Wirkung des Strafrechts ist überdies unbestritten. Bayern setzt sich seit langer Zeit mit Nachdruck dafür ein, dass die Fälle des sexuellen Missbrauchs von Kindern zum Verbrechen hochgestuft werden. Sexueller Missbrauch ist ein Verbrechen an der Kinderseele. Die Kinder leiden oft ein Leben lang unter den psychischen und körperlichen Folgen. Eine dem Rang der geschützten Rechtsgüter und dem Unrechtsgehalt der Taten schuldangemessene Bestrafung ist nur dann möglich, wenn bereits der Grundfall des sexuellen Missbrauchs als Verbrechen bestraft wird. Auch wenn diese Forderung bisher auf Bundesebene leider nicht durchgesetzt werden konnte, wurden auf nachdrückliches Betreiben Bayerns hin zumindest Erhöhungen der Strafraumen für Sexualdelikte umgesetzt.

8. Sensibilisierung der Öffentlichkeit

Schließlich ist ein ganz besonderes Augenmerk auf die Schärfung des Bewusstseins der Öffentlichkeit für das Problem von Gewalt durch gezielte Aufklärung zu legen. Wir müssen in unserer Gesellschaft fest verankern, dass jede Form von Gewalt klar zu ächten ist und dass wir auf der Seite der Opfer stehen. Dieses Bewusstsein ist Grundlage für eine wirksame Bekämpfung insbesondere auch der lange Zeit tabuisierten häuslichen Gewalt. Gerade weil sich Missbrauch bedauerlicherweise häufig im sozialen Nahraum ereignet, ist es wichtig, jedem Einzelnen seine Verantwortung bei dieser gesamtgesell-

schaftlichen Aufgabe vor Augen zu führen. Schweigen ist der Nährboden von Gewalt. Was wir brauchen, ist eine Kultur des Hinsehens und Handelns. Nur wer nicht wegsieht und sich der Thematik stellt, ist auch sensibel für Signale, die Kinder in ihrer Verzweiflung aussenden. Nur wer sich des Leides der missbrauchten Kinder bewusst ist, kann als verständnisvoller Gesprächspartner zur Seite stehen, und nur wer die unterschiedlichen Hilfsangebote kennt, kann auch effektive Hilfe leisten.

8.1 Öffentlichkeitsmaterialien

Unter diesem Motto „Handeln statt Schweigen“ stehen auch die Broschüren mit Informationen bei sexueller Gewalt gegen Frauen beziehungsweise Kinder und Jugendliche. Diese Broschüren enthalten allgemeine Informationen über sexuelle Gewalt, Ratschläge für angemessenes Verhalten, Informationen über Beratung und praktische Hilfe – mit einem umfangreichen Adressenteil, in dem alle Beratungsstellen, die Hilfe anbieten, mit Anschriften und Telefonnummern benannt werden –, über finanzielle Leistungen wie das Opferentschädigungsgesetz, Straftatbestände, Ablauf des Strafverfahrens und die Zuständigkeit der Beauftragten der Polizei für Frauen und Kinder. Die Broschüren sind eben-

falls unter www.gewaltschutz.bayern.de als pdf-Dateien abrufbar.

8.2 Zentrale Informationsstelle „Sexuelle Gewalt“

Außerdem gibt es eine Zentrale Informationsstelle „Sexuelle Gewalt“ (ZIS-SG). Durch diese Fachstelle wird das vielfältige Informationsbedürfnis in der Bevölkerung und der Fachöffentlichkeit gedeckt. Sie steht als Informations- und Medienpool Betroffenen, Interessierten und Fachkräften zur Verfügung und hält insbesondere Präventionsmaterialien, Fachliteratur, Theaterstücke, Fortbildungsangebote sowie Adressen und Hilfseinrichtungen bereit.

9. Schutz vor Gewalt als gesamtgemeinschaftliche Aufgabe

Der Schutz vor Gewalt fordert unseren vollen Einsatz. Die Politik kann und muss durch rechtliche Regelungen und Unterstützungsleistungen die notwendigen Rahmenbedingungen schaffen. Um jungen Menschen ein gewaltfreies Aufwachsen in einer kinderfreundlichen Umgebung zu ermöglichen, ist aber letztlich jeder Einzelne aufgerufen, persönlich Verantwortung in dieser gesamtgesellschaftlichen Thematik zu übernehmen.

Struktur als entwicklungsförderndes Prinzip in der Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfeorganisationen

Sylva Panyr

1. Einleitung

Die laut Medienberichten zunehmende und laut Forschungsberichten von Betroffenen als belastend erlebte Gewaltbereitschaft Jugendlicher kann, wie andere Formen des Problemverhaltens, unter anderem mit vernachlässigender Erziehung in Familie, Schule und Jugendhilfe zusammenhängen. Wie im Folgenden aufgezeigt wird, können sich betreute Freizeitangebote, die die Lebensführung Jugendlicher strukturieren, entwicklungsfördernd auswirken und so zu einer Verminderung jugendlichen Problemverhaltens beitragen. Dies wird exemplarisch am Beispiel einer Gewaltpräventionsmaßnahme in München aufgezeigt.

2. Entwicklungsaufgaben des Jugendalters

Bei der Erörterung der Fragestellung, ob Struktur ein entwicklungsförderliches Prinzip bildet, stellt sich zuallererst die Frage nach den Entwicklungszielen der Arbeit mit Jugendlichen.

Zentrales Ziel der jugendlichen Entwicklung ist die Identitätsbildung. Diese geschieht einerseits in der Auseinandersetzung mit der Integrationsaufgabe, andererseits durch die Individuation. Die Arbeit an diesen beiden Polen, die sich naturgemäß gegenüberstehen, findet in verschiedenen Feldern statt, für die sich „Entwicklungsaufgaben“ definieren lassen. Hurrelmann beschreibt vier zentrale Entwicklungsaufgaben des Jugendalters. Dabei wird davon ausgegangen, dass Jugendliche produktiv realitätsverarbeitende Subjekte und schöpferische Konstrukteure ihrer eigenen Lebenswelt sind, obwohl ihnen noch nicht alle Handlungsoptionen der Erwachsenenwelt offen stehen. Als zentrale Entwicklungsaufgaben der Jugendphase können folgende benannt werden

- die Entwicklung intellektueller und sozialer Kompetenz zum Eintritt ins Berufsleben, verbunden mit ökonomischer Selbstständigkeit;
- die Entwicklung der eigenen Geschlechtsrolle und des sozialen Bindungsverhaltens zu Gleichaltrigen als

Grundlage für Partnerschaft und Familiengründung;

- die Entwicklung eines Normen- und Wertesystems und eines ethischen und politischen Bewusstseins zur Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen sowie
- die Entwicklung eigener Handlungsmuster für die Nutzung des Konsumwarenmarktes und Freizeitangebotes.¹

Die Lebensphase Jugend eröffnet in diesen Entwicklungsbereichen erhebliche Chancen und bietet verschiedenste Optionen zur individuellen Gestaltung der Entwicklung. Da in postmodernen Gesellschaften traditionelle Handlungsmuster, die ehemals Orientierungshilfe boten, zunehmend an Bedeutung verlieren, können die enormen Handlungsfreiheiten auch als belastend erlebt werden: Man kann sich für einen Weg entscheiden, muss es aber auch tun. Wenn keine angemessene Synthese der Pole der Individuation und der Integration gefunden wird, kann es zu Problemverhalten kommen.

3. Jugendliches Risikoverhalten

Jugendliches Problemverhalten lässt sich grob den Kategorien des internalisierenden und des externalisierenden Problemverhaltens zuordnen. Als internalisierend werden alle Formen des nach innen gerichteten Problemverhaltens bezeichnet, z.B. Depression, Ängstlichkeit und Essstörungen. Zu den Formen des externalisierenden Problemverhaltens, das sich nach außen richtet, zählen z.B. Gewaltbereitschaft, Aggression, Delinquenz und Devianz.²

Im Folgenden sollen die Erfolge strukturierter Freizeitgestaltung am Beispiel der Gewaltprävention aufgezeigt werden. Für die Entwicklung von Gewaltverhalten gelten zahlreiche Faktoren als risikoreich. Zum einen können sich schulische Entstehungsbedingungen gewaltfördernd auswirken:

- Konkurrenz- und Leistungsdruck,
- eine ungünstige Schul- und Lernkultur,
- Probleme in den innerschulischen Beziehungen, z.B. innerhalb der Schülerschaft oder zwischen Schüler(inne)n und Lehrkräften sowie
- Etikettierungs- und Stigmatisierungsprozesse.

Außerschulische Risikofaktoren können

- personale oder familiäre Bedingungen, z.B. ein vernachlässigender oder autoritärer Erziehungsstil sein,
- die Zugehörigkeit zu gewaltbelasteten Cliquen oder
- die Überforderung durch gesellschaftliche Risikolagen wie z.B. Desintegration oder fehlende Zukunftsperspektiven.
- Medieneinflüsse können zusätzlich gewaltverstärkend wirken.

Als besonders problematisch gilt die Kumulation mehrerer Risikofaktoren.³

Bei der Konzeption gewaltpräventiver Maßnahmen empfiehlt sich ein Blick auf die Invulnerabilitätsforschung. Diese befasst sich mit der Frage, welche Protektoren Jugendliche, die aus Multiproblemmilieus kommen, daran hindern, gewalttätig zu werden. Als Faktoren, die protektiv wirken, also vor Gewaltverhalten schützen, gelten:

- Intelligenz,
- die Fähigkeit zur aktiven Problembewältigung,
- eine positive Selbstbewertung,
- das geringe Erleben von Hilflosigkeit,
- eine hohe Annäherungsorientierung und Flexibilität,
- soziale Unterstützung aus dem Umfeld sowie
- eine geringe Konfliktneigung der Jugendlichen.⁴

4. Struktur als entwicklungsförderndes Prinzip in der Erziehung

4.1 Wandel der Erziehungswerte: von der Anpassung zur Selbstentfaltung?

Betrachten wir die Forderung nach einer zunehmenden Strukturierung der Freizeitgestaltung Jugendlicher, so sei einleitend ein Blick auf zentrale Veränderungen des Erziehungsverhaltens in Familie und Schule geworfen. Als „stille Revolution der Erziehung“⁵ wird der Wandel der Erziehungswerte bezeichnet, der in den vergangenen Jahrzehnten gesamtgesellschaftlich und generationsübergreifend erfolgte. Der Wertewandel, der zeitgleich stattfand, wird als Wandel von einem nomozentrischen (auf gesellschaftlichen Normen basierenden) hin zu einem autozentrischen (an selbstbestimmter Lebensführung orientierten) Selbst- und Weltverständnis beschrieben.⁶ Als solcher fand er seinen Niederschlag in den Erziehungszielen: Pflicht- und Akzeptanzwerte, traditionelle Ziele wie Pünktlichkeit, Fleiß, Sauberkeit, Ordnung, Gehorsam und Unterordnung haben erheblich an Bedeutung verloren, wäh-

rend Selbstentfaltungswerten wie persönlicher Selbstständigkeit, Mündigkeit, Partizipation und eigener Urteilsfähigkeit heute vornehmlich zugestimmt wird.⁷ Die jüngste Allensbach-Untersuchung⁸ weist jedoch auf eine Renaissance traditioneller Erziehungsziele wie Höflichkeit und Sparsamkeit hin. Ein ähnlicher Trend zeigt sich in öffentlichen Diskussionen oder jüngeren Erziehungsratgebern – ein Beispiel wäre Albert Wunschs „Abschied von der Spaßpädagogik: für einen Kurswechsel in der Erziehung“ (2003). Leistungsorientierung, Umgangsformen, Ehrgeiz und Disziplin scheinen wieder wichtiger zu werden.

4.2 Zur Klassifikation von „Erziehungsstilen“

Der Wandel der Erziehungswerte bewirkte eine Veränderung des Erziehungsverhaltens und der Eltern-Kind-Beziehung. Er geht einher mit „Autoritätsverlust und emotionale[r] Intimisierung“⁹ der Eltern-Kind-Beziehungen: Eine Erziehung zur Selbstständigkeit, Mündigkeit und Partizipation erfordert eine stärkere Einbeziehung der zu Erziehenden in den Erziehungsprozess und in die Auseinandersetzung mit den Erziehungszielen. Daraus folgt eine Abnahme strenger Erziehungspraktiken und körperlicher Bestrafungen¹⁰ (vgl. Abb. 1). Zusammenfassend beschreibt Fend diese Entwicklung folgendermaßen: „Die Erziehungsziele der Eltern haben sich von Gehorsamkeitserwartungen hin zu Selbstständigkeitsansprüchen bewegt. Parallel dazu ist die emotionale Bedeutung der Kinder gestiegen. Damit haben sich auch die Autoritätsverhältnisse geändert. Offene

Schlafzimmer, hohe emotionale Nähe und damit auch emotionale Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern haben überkommene Formen der sozialen Kontrolle erschwert. Parallel dazu hat sich das Eltern-Kind-Verhältnis gewandelt, es ist partnerschaftlicher,

argumentativer und transparenter geworden. Eltern konzedieren mehr Freiheit, betonen mehr Selbstständigkeit. Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft treten in der Rangreihe der Erziehungsziele an die letzten Stellen.“¹¹

Strenge der Erziehung und körperliche Strafen in den alten Bundesländern im Zeitverlauf (in %) Quelle: Reuband 1995



Abbildung 1: Wandel der Erziehung

Somit führte der Wertewandel zu einer Abnahme der Verbreitung des autoritären Erziehungsstils. Unter „Erziehungsstil“ können „interindividuell variable, aber intraindividuell vergleichsweise stabile Tendenzen von Eltern, bestimmte Erziehungspraktiken zu manifestieren“¹², verstanden werden. Neben diesen Erziehungspraktiken (z.B. liebevolle Zuwendung, körperliche Bestrafung, eingeschränktes Lob), können mit Schneewind und Ruppert Erziehungsziele und Erziehungseinstellungen (z.B. Permissivität, autoritäre Hal-

tung, Ausdruck von Gefühlen) als Elemente des Erziehungsstils gelten.¹³ Als zentrale Komponenten des Erziehungsstils werden zwei bis drei Tendenzen definiert, z.B. Liebe und Feindseligkeit sowie Autonomie und Kontrolle. Häufig werden vier elterliche Erziehungsstile, nämlich der autoritative, der autoritäre, der permissive und der zurückweisend-vernachlässigende unterschieden. Diese Erziehungsstile lassen sich durch ihr Maß an Kontrolle bzw. Wärme klassifizieren, wie Abbildung 2 veranschaulicht.¹⁴

Kontrolle	hoch	niedrig
Wärme		
hoch	autoritativ	verwöhnend
niedrig	autoritär	vernachlässigend

Abb. 2: Klassifikation elterlicher Erziehungsstile

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die autoritative Erziehung als Optimalform der Erziehung gilt. Sie zeichnet sich durch „ein warmes, unterstützendes, aber dennoch forderndes und zugleich Grenzen setzendes Elternverhalten“¹⁵ aus. Als risikoreicher Erziehungsstil für die Entwicklung von Problemverhalten gilt hingegen der vernachlässigende Erziehungsstil, der sich durch ein geringes Maß an elterlicher Kontrolle und Grenzziehung und durch mangelnde Wärme und Zuwendung dem Kind oder Jugendlichen gegenüber charakterisieren lässt.¹⁶

Auf der Basis dieser Klassifikation wird deutlich, dass die Forderung, (wieder) mehr Struktur in die Erziehung einfließen zu lassen, kein „Zurück“ zur restriktiven Kontrolle und Autoritätsdurchsetzung markiert. Sie ist vielmehr als Forderung zur Umsetzung des – für den Erziehenden anstrengendsten – autoritativen Erziehungsprinzips zu verstehen, in dem Wärme und Verständnis, Regeln, unterstützende Kontrolle und Strukturierung des kindlichen und jugendlichen Lebensablaufs sich ergänzen.

5. Gewaltprävention durch strukturierte Freizeitgestaltung

Überträgt man dieses „autoritative“ Prinzip der zuwendenden, gleichzeitig aber Grenzen setzenden Erziehungspraxis auf Schule und Jugendhilfe, so ist eine betreuungsintensive, strukturierende Erziehungspraxis die vielversprechendste. Dass diese auch in der Gewaltprävention messbare Erfolge erzielt, soll am Beispiel eines gelungenen Gewaltpräventionsansatzes verdeutlicht werden, der dem Prinzip strukturierter Freizeitgestaltung in der Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfeorganisationen folgt.

5.1 Institutionsübergreifende Gewaltpräventionsmaßnahmen

Ein Ansatz der Gewaltprävention ist es, Maßnahmen einzuführen, die von mehreren Erziehungs- und Sozialisationsinstanzen des jugendlichen Umfelds mitgetragen werden. Als in Frage kommende Institutionen, mit denen der oder die Jugendliche in Kontakt steht, sind z.B. Eltern, Schule, Sportvereine, Freizeitheime u.v.m. zu nennen. Ein Beispiel für einen solchen Ansatz ist die Schulsozialarbeit. Diese beschreibt „unterschiedliche Formen langfristig vereinbarter, intensiver und kontinuierlicher Zusammenarbeit von Jugendhilfe und Schule (...) insbesondere die Tätigkeit von Fachkräften der

Jugendhilfe – Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen – in der Schule und ihre Zusammenarbeit mit den Lehrerinnen und Lehrern dort.“¹⁷ Das Projekt der Schulsozialarbeit ist eingebettet in den sozialökologischen Theorieansatz.

5.2 Strukturierte Freizeitgestaltung im Projekt „Spiel, Sport, Spaß“ der MSJ München

Diesem folgt auch das Projekt „Spiel, Sport, Spaß“ der Münchner Sportjugend (MSJ) e.V., in dem eine strukturierte Freizeitgestaltung in der Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfeorganisationen erfolgreich umgesetzt wurde.

Das Projekt wurde von 2001 bis 2003 in drei Münchner Projektschulen aller Schularten durchgeführt und vom Institut für Pädagogik am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung (Prof. Dr. Tippelt) im Auftrag der Landeshauptstadt München (LHM) formativ, d.h. projektbegleitend und -gestaltend, evaluiert.

Projektbeschreibung

Das Projekt wurde in Reaktion auf eine Dunkelfelderhebung zur Gewalt bei Jugendlichen in München entwickelt.¹⁸ Es basiert auf der Grundannahme, dass Gewalt multifaktoriell verursacht wird (siehe zuvor), in einer Gewaltpräventionsmaßnahme aber nicht alle Gewalt begünstigenden Faktoren berücksichtigt werden können. Deshalb wird dem Ansatz der subjektbezogenen Prävention gefolgt. Hierbei stützt man sich auf

die zuvor beschriebene Invulnerabilitätsforschung, die Bedingungen und Kompetenzen untersucht, die es ermöglichen, sich trotz schwieriger Lebensbedingungen positiv, d.h. in diesem Falle nicht delinquent, zu entwickeln. Diese Protektoren sollen gestärkt und antisoziales Verhalten abgebaut werden. Dabei wird des Weiteren berücksichtigt, dass Sport sich auf Wohlbefinden, Selbstkonzept und Sozialverhalten positiv auswirken und zu einem Abbau von Aggressionen führen kann.

Das Training baut auf zwei Konzepten auf. Zum einen sollen Sport und Bewegung nach dem Unterricht zum Spannungs- und Aggressionsabbau verhelfen, das Sozialverhalten fördern und zu einem gewaltfreien Umgang mit Stress- und Leistungssituationen führen. Außerdem werden im Spiel- und Sportangebot Erfahrungen mit der eigenen Person angeboten und Selbstbewusstsein sowie Wohlbefinden gestärkt. Zum anderen sollen in Gruppengesprächen die Erlebnisse mit dem Sportteil bewusst gemacht und vertieft werden. Ein weiteres Ziel ist es, Einstellungen, die Gewaltbereitschaft vermuten lassen, zu „problematizieren und verändern.“¹⁹

Projektgruppe

Die Jugendlichen, die an den Projektgruppen teilnahmen, waren zwischen 11 und 14 Jahre alt und besuchten die Klassenstufen 6. (nur im Gymnasium) bis 9. Die Trainer und Trainerinnen verfügen über eine pädagogische oder psychologische Qualifikation und wurden in zwei Wochenendseminaren geschult.

Methodische Zugänge bei der Evaluation

Die formative Evaluation des Trainings erfolgte vor, während und nach der Maßnahme. Methodisch wurde ein vielfältiger Zugang gewählt: die Schüler/innen wurden in einer Totalerhebung per Fragebogen zu allen drei Messzeitpunkten befragt. Der Fragebogen wurde unter Einbeziehung psychologischer Skalen erarbeitet und berücksichtigt z.B. Täter- und Opfererfahrungen, elterliche Erziehungsstile, das jugendliche Selbstkonzept, die Eingebundenheit der Jugendlichen in das schulische und soziale Umfeld (z.B. Cliquenzugehörigkeit), die Schulleistungen der Jugendlichen und inner-schulische Beziehungsgeflechte, z.B. zwischen Lehrkräften und Schüler(inne)n. Des Weiteren wurden die Jugendlichen in zwei Gruppendiskussionen befragt. Lehrkräfte und Trainer/innen wurden jeweils in problem-zentrierten Interviews befragt. Außerdem erfolgte eine teilnehmende Beobachtung der Trainingseinheiten.

Ergebnisse der Evaluation

Vor Trainingsbeginn: Aufgrund der ersten Befragungen ergab sich, dass an allen Schulen die Gewaltbelastung von Schüler(inne)n und Lehrkräften als erheblich eingeschätzt wurde: „Die Härte der Auseinandersetzungen hat zuge-nommen“ (älterer Hauptschullehrer). Dabei ergaben sich die typischen schul-artspezifischen Unterschiede: An der Hauptschule wurde die körperliche Gewaltbelastung am stärksten wahrge-nommen, während dies an den ande-ren Schularten auf die verbalen und psychischen Gewaltformen zutraf. Des

Weiteren zeigten sich enge Zusammenhänge zwischen der Betroffenheit von Gewalthandeln und diversen Risikofaktoren: So verfügen Jugendliche, die häufig Opfer von Gewaltverhalten werden, über ein deutlich geringeres Selbstbewusstsein als Gewalttäter/innen. Dies schätzen auch die Lehrkräfte so ein: „Da haben sie schon wenig Selbstbewusstsein, dann werden sie in die Rolle gedrängt oder gepiesackt und dann bleibt das natürlich so“ (Gym-nasiallehrer).

Täter/innen schätzen sich selbst als beliebter in der Klasse ein und werden auch von den Lehrkräften als beliebt, Respekt einflößend oder anerkannt beschrieben: „Einfach von der Statur her und von seinem Auftreten her hat der eine gewisse Autorität und strahlt auf die anderen eine gewisse Selbstsicherheit aus“ (Hauptschullehrer). Gewaltbereitschaft korreliert in der schriftlichen Befragung mit den Faktoren Waffenbesitz, Ausländerstatus, männlichem Geschlecht, Cliquenzugehörigkeit, Hauptschulbesuch und einem restriktiven Erziehungsverhalten der Eltern. Es zeigt sich über alle Schularten hinweg, dass mit Außenseiter(inne)n kaum Empathie empfunden wird. In der Regel werden sie selbst für ihre Situation verantwortlich gemacht: „Die sind zu hässlich und zu fett Mann, die taugen zu nichts“ (Hauptschüler); „Die nerven einen irgendwie die ganze Zeit, die machen halt immer so einen Scheiß, wir haben halt eh keinen Kontakt mit denen“ (Gymnasiastin). Eigenes Gewalthandeln hingegen wird subjektiv als gerechtfertigt begründet: „Wir haben ihn halt zu fünf gestiefelt, weil er uns genervt hat“ (Hauptschüler); „Der stottert, deswegen wird er halt verarscht“ (Realschülerin).

Während und nach der Maßnahme: Als zentrale Erfolge der Maßnahme zur Gewaltprävention wurden von den Trainer(inne)n folgende besonders betont: die Verbesserung der Umgangsformen, das Einhalten von in der Gruppe erarbeiteten „Sozialregeln“, die Zunahme der Offenheit und Vertrauensbereitschaft der Jugendlichen in den Gruppengesprächen („die machen ganz anders auf ... sehr inniges Gruppengefühl, von der Ruhe, die plötzlich entsteht und von der Ernsthaftigkeit und Konstruktivität“, Hauptschultrainer), die verbesserte Verantwortungsübernahme für das Gelingen der Einheiten durch die Schüler/innen und die Entwicklung von Entscheidungsfähigkeit und Gruppenzusammenhalt. Ein Hauptschultrainer resümiert: „Wir hätten es nicht für möglich gehalten, dass in so kurzer Zeit mit den Jungs so was möglich ist. Das ist ein Erfolgserlebnis. Man erreicht was, man kann auch was verändern.“

Aus Sicht der Lehrkräfte wirkte sich das Gesprächsangebot sowie die gezielte, betreute und strukturierte Freizeitgestaltung am Nachmittag, die zur Vermeidung von Langeweile, insbesondere bei wenig familiär betreuten Jugendlichen beiträgt, besonders positiv aus. Im sozialen Umfeld vieler Jugendlicher fehlen insbesondere nach Einschätzung der Hauptschullehrkräfte Vertrauenspersonen, die Ansprechpartner bei Problemen sind und die Jugendlichen in ihrem Lebensalltag unterstützen, Lernanregungen anbieten und Lernerfahrungen begleiten: „Weil es fehlt an Möglichkeiten, zu sprechen. Weil viele Kinder mit vielen Dingen alleine gelassen werden und auch viel rausgehen und nicht drüber reden.

Dann bleibt es als Rest immer in ihnen drin“ (Hauptschullehrerin).

Aus der wiederholten Fragebogenerhebung mit allen am Training beteiligten Schüler(inne)n ließ sich ablesen, dass das Wohlbefinden in der Klasse und der Klassenzusammenhalt sich während der Trainingsmaßnahme verbessert haben. Dies könnte neben dem Training auch auf das Zusammenwachsen der Klasse im Laufe des Schuljahres zurückzuführen sein. Bei den Trainingsteilnehmenden verbesserte sich zudem das Selbstkonzept. Die Ergebnisse bei den Opfererfahrungen fielen uneinheitlich aus. Dass bezüglich körperlicher Gewaltformen über weniger, bezüglich verbaler und psychischer Gewaltformen über mehr Opfererfahrungen berichtet wird, könnte damit zusammenhängen, dass während des Trainings das Bewusstsein für Gewalterfahrungen im nicht direkt sichtbaren Bereich gestiegen ist. Bei den Tätererfahrungen ist an allen Schularten eine Abnahme des Gewaltverhaltens der Befragten im Laufe des Projektzeitraums zu beobachten.

Dies wird auch in den Gruppendiskussionen mit den Schüler(inne)n so dargestellt. Als besonders erfolgreich wurde das Training in Bezug auf folgende Aspekte erlebt: den Abbau eigener Aggressionen durch den Sport („ich hatte sehr viel Stress und wenn ich Sport mache, dann werde ich ruhiger“, Hauptschüler) und die Gespräche („wenn mich jemand nervt, früher wollt ich ihn gleich schlagen und bin gleich auf ihn zugegangen. Und jetzt halt bin ich vorsichtiger geworden, ich überlege vorher, was ich mache“, Hauptschüler), das Erlernen von Toleranz und Zuhören („dass man von jedem die Meinung an-

hören muss, auch wenn sie anders ist“, Realschülerin), den Aufbau von Beziehungen in der Gruppe („wie man sich in der Gruppe einigt, zusammenarbeitet“, Gymnastin) und zu den Trainern sowie die Freude an der Bewegung und dem Sport in der Gruppe („im Sport bin ich ein ganz anderer Mensch“, Hauptschüler).

6. Fazit: Strukturierte Freizeitgestaltung als entwicklungsförderndes Prinzip?

Bezüglich der Bedürfnisse der Schüler/innen nach der Weiterführung des Trainings ergaben sich erhebliche Unterschiede zwischen Hauptschülern und Schüler(inne)n anderer Schulformen. Die Hauptschüler wünschen sich eine Fortsetzung der Maßnahme und eine erhebliche Verlängerung der Trainingseinheiten: „Es sollte länger dauern, von gleich nach der Schule, so 15 Minuten Pause, bis fünf, halb sechs, so von eins bis fünf“, Hauptschüler. Die Jugendlichen aus Realschule und Gymnasium hingegen erlebten schon die 21/2 Stunden, die die Trainingseinheit pro Woche einnahm, als zu lang. Die Freizeit sei zum einen auf Grund der Lernaufgaben knapp bemessen („Weil wir sind ja an einer weiterführenden Schule, da müssen wir auch noch ler-

nen“, Realschülerin), zum anderen ist sie deutlich stärker durch weitere Freizeitaktivitäten und die familiäre Gemeinschaft strukturiert: „Montags ist Ballett, donnerstags reiten, mittwochs noch das Training“, Gymnasialtrainer.

Somit lässt sich zusammenfassen, dass insbesondere Jugendliche, die in der Familie und nachmittäglicher Freizeit kaum betreut werden, Maßnahmen der strukturierten Freizeitgestaltung annehmen, fordern und benötigen.

Die strukturierte Freizeitgestaltung im Projekt „Spiel, Sport, Spaß“ der MSJ hatte bei den Beteiligten eine Verminderung der Gewaltbereitschaft zur Folge, wirkte sich also entwicklungsfördernd aus. Insbesondere bei wenig betreuten Jugendlichen kommt der Vermeidung von Langeweile und Vernachlässigung durch das Betreuungs- und Bewegungsangebot und der Unterstützung durch eine Vertrauensperson eine erhebliche Bedeutung für die Entwicklung zu. Der Erfolg dieser vergleichsweise kosten- sowie personalgünstigen Möglichkeit der strukturierten Freizeitgestaltung lässt auf die Erhaltung und Förderung solcher Projekte in der Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfeorganisationen auch in Zeiten knapper Mittel hoffen.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. z.B. Hurrelmann, K.: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, 5. Aufl., Weinheim/München 1997.
- ² Vgl. z.B. Fend, H.: Entwicklungspsychologie des Jugendalters, Opladen 2001².
- ³ Vgl. z.B. Schubarth, W.: Gewaltprävention in Schule und Jugendhilfe: Theoretische Grundlagen, empirische Ergebnisse, Praxismodelle, Neuwied/Kriftel 2000.
- ⁴ Vgl. Bliesener, T./Köferl, P./Lösel, F.: Pro-

- tektive Faktoren bei Jugendlichen aus „Multiproblem-Milieus“ mit hohem Risiko der Delinquenzentwicklung, in: S. Höfling/W. Butollo (Hrsg.), Psychologie für Menschenwürde und Lebensqualität, Band 3, Bonn 1990, S.80-93.
- ⁵ Schneewind, K.A.: Familienpsychologie, 2. Aufl., Stuttgart 1999, S.69.
- ⁶ Klages, H./Gensicke, T.: Spannungsfelder des Wertewandels. Von der spontanen Entwicklung von Selbstentfaltungswerten

- zu deren Integration, in: N. Seibert/H.J. Serve (Hrsg.), *Bildung und Erziehung an der Schwelle zum dritten Jahrtausend*, München 1994, S.674-695.
- ⁷ Vgl. z.B. Tarnai, C.: *Erziehungsziele*, in: D.H. Rost (Hrsg.), *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie*, Weinheim 2001², S.146-151.
- ⁸ IFD Allensbach: *Höflichkeit und Sparsamkeit wieder hoch im Kurs. Die gesellschaftlichen Vorstellungen von Erziehung verändern sich*, Allensbacher Berichte 2003, Nr.18.
- ⁹ Fend, H.: *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*.
- ¹⁰ Reuband, K.-H.: *Aushandeln statt Gehorsam? Erziehungsziele und Erziehungspraktiken in den alten und neuen Bundesländern im Wandel*, in: L. Böhnisch/K. Lenz (Hrsg.), *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*, Weinheim 1997, S.129-153.
- ¹¹ Fend, H.: *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*, S.149.
- ¹² Krohne, H.W./Hock, M.: *Erziehungsstil*, in: D.H. Rost (Hrsg.), *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie*, Weinheim 2001², S.139ff.
- ¹³ Schneewind, K.A./Ruppert, S.: *Familien gestern und heute: ein Generationenvergleich über 16 Jahre*, München 1995, S.137ff.
- ¹⁴ Vgl. z.B. Steinberg, L./Lamborn, S.D./Darling, N./Mounts, N.S./Dornbusch, S.M.: *Over-time changes in adjustment and competence among adolescents from authoritative, authoritarian, indulgent, and neglectful families*, in: *Child Development*, 65/1994, S.754-770.
- ¹⁵ Schneewind, K.A.: *Familienpsychologin*, in: D.H. Rost (Hrsg.), *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie*, Weinheim 2001², S.187f.
- ¹⁶ Vgl. z.B. Steinberg, L./Lamborn, S.D./Darling, N./Mounts, N.S./Dornbusch, S.M.: *Over-time changes in adjustment*, S.754-770.
- ¹⁷ Rademacker, H.: *Schulsozialarbeit von neuen Herausforderungen – Bilanz und Perspektiven der Schulsozialarbeit in den neuen Bundesländern*, in: W. Schubarth/F.U. Kolbe/H. Willems (Hrsg.), *Gewalt an Schulen. Ausmaß, Bedingungen und Prävention*, Opladen 1996, S.217.
- ¹⁸ Wetzels, P./Enzmann, D./Mecklenburg, E./Pfeiffer, C.: *Jugend und Gewalt. Eine repräsentative Dunkelfeldanalyse in München und acht anderen deutschen Städten*, Baden-Baden 2001.
- ¹⁹ *Münchner Sportjugend: „Sozialtraining zur Gewaltprävention“*, Projektbeschreibung, München 2000.

Stärkung von Erziehung – Sicherung des Bildungsanspruchs lernwilliger Schüler

Hans-Dieter Göldner

1. Einführung

Wenn trotz intensiver Vorbereitung und trotz schülerbezogener Unterrichtsgestaltung störendes Schülerverhalten den Lernfortschritt behindern oder verhindern, erfasst den Lehrer oftmals ein Gefühl der Hilflosigkeit. Es gehört eine gute Portion Selbstbewusstsein dazu, solche „Niederlagen“ professionell zu nehmen, nicht an seinem Selbstverständnis als Lehrer zu zweifeln, kühl und nüchtern die Situation zu analysieren und immer wieder auf die glückliche Eingebung für das richtige pädagogische Handeln im Moment der Herausforderung zu hoffen. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit im Konflikt führt zwingend zu der Erkenntnis, dass Strategien zur Vermeidung von Konflikten, also Prävention, am Ende mehr Aussicht auf ungestörten Unterricht bieten.

Als Leiter des Referats Hauptschule am Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus erhielt ich viele Anfragen von Schulen. Schulleiter und Lehrkräfte wollten Rat und Hilfe, weil sie nicht mehr zurecht kamen. Das Störpotenzial an ihrer Schule oder in ihrer Klasse war groß, in manchen Fällen ging dies so weit, dass die Polizei regelmäßig ermittelnd tätig wurde.

Oft richtete sich die Erwartung auf die Verbesserung von Rahmenbedingungen, also auf kleinere Klassen oder auf mehr Anrechnungsstunden. Doch hier sind – aus bekannten Gründen – die Handlungsmöglichkeiten gering. Und: Sie nehmen zwar Druck aus der Situation, ändern aber für sich allein gesehen wenig am Verhalten der Schülerinnen und Schüler. Auch der Hinweis auf Fortbildungsangebote für die Lehrkräfte und auf Handreichungen des Staatsinstituts für Schulqualität und Bildungsforschung war meist nicht die erhoffte Hilfe.

Trotzdem waren diese Diskussionen ergebnisreich. Sie führten zu der Erkenntnis, dass sich die Schule letztlich selbst helfen muss; nicht durch die Bereitstellung einer Rezeptologie und von Handlungsstrategien für alle denkbaren „Störfälle“, sondern durch eine Veränderung des gesamten Konzepts von Schule. Es geht darum, dass sich die Lehrerinnen und Lehrer als Team verstehen, das sich in enger Kooperation einer gemeinsamen Aufgabe stellt. Die Lehrkräfte eines Kollegiums entwickeln gemeinsam Kriterien für ihr Handeln (Schulentwicklung) und beraten und betreuen sich als Fachleute für Unterricht und Erziehung gegenseitig.

Hauptanliegen muss es sein, die Schülerinnen und Schüler an der Gestaltung der Schule zu beteiligen, ihnen Verantwortung zu übertragen, so dass sie sich mit „ihrer“ Schule identifizieren und die Lehrkräfte nicht mehr als Gegner sondern als Partner erleben. Diese Art von „Prävention“ verändert die Perspektive und das Klima einer Schule so nachhaltig, dass Krisenintervention weniger häufig bis selten erforderlich wird.

Diese Erkenntnis haben inzwischen viele Hauptschulen gewonnen. Gerade jene Kollegien, die in einem sehr schwierigen sozialen Umfeld Schule und Unterricht gestalten, machten sich in einem heilsamen Schulentwicklungsprozess auf den Weg. Eine ganze Reihe bayerischer Hauptschulen wurden durch ihre Konzepte überregional bekannt. Teilweise haben sie in den Wettbewerben der „Initiative Hauptschule e.V.“ (Gemeinnützige Hertie-Stiftung) und der Stiftung Bildungspakt Bayern („i.s.i.-Hauptschulpreis“) sehr erfolgreich abgeschnitten. Das Geheimnis des Erfolgs: In allen Fällen hat das Kollegium gelernt, sich als Team zu verstehen und alle Beteiligten, voran die Eltern und vor allem die Schüler in die Gestaltung von Schule einzubeziehen.

2. Maßnahmen

2.1 Maßnahmen seitens der Lehrkräfte

- Zu nennen ist hier an erster Stelle die Person des Lehrers/der Lehrerin, ihre Haltung zu den Kindern und Jugendlichen, ihre Einstellung zur Erziehungs- und Unterrichtsarbeit, ihre

persönliche Ausstrahlung und Überzeugungskraft. Die Lehrkraft hat sich selbst zu fragen, wie viel sie durch ihr eigenes Verhalten zum Störverhalten ihrer Schüler beiträgt. Sie sollte den Rat der Kollegen suchen und Konsequenzen ziehen.

- Anzusprechen ist auch die Kompetenz der Lehrkraft und ihre Fähigkeit und Bereitschaft, einen interessanten, schülerorientierten, lebensnahen, konkret-anschaulichen, materialgeleiteten, handlungsorientierten Unterricht zu gestalten, der die Schülerinnen und Schüler aktiviert sowie
- die Fähigkeit, durch Techniken der Verhaltensmodifikation sachgemäßes, konstruktives Verhalten zu fördern und Fehlverhalten nicht zu verstärken (auch nicht unbeabsichtigt).
- Die Kompetenz, sich einzufühlen und die (meist unbewussten) Ziele kindlichen Verhaltens (auch Fehlverhaltens) zu erkennen und zu verstehen, versetzt die Lehrkraft erst in die Lage, Störungen nicht jedes Mal als Niederlage oder persönliche Beleidigung zu empfinden, sondern professionell darauf zu reagieren.
- Eltern müssen für die Erziehungspartnerschaft gewonnen werden, indem Schule aktiv, positiv und reversibel auf sie zugeht und sie nicht als lästige Bittsteller, Vielfrager oder Nörgler behandelt. Dazu gehört es, frühzeitig positiven Kontakt zu den Eltern aufzubauen, sie mit in das Schulkonzept einzubeziehen, wenn nötig auch um ihre Mitarbeit zu werben und so Vertrauen aufzubauen.
- Wichtig ist es gerade auch in der Pflichtschule, besonderen Förderbedarf (z.B. Deutsch als Zweitsprache für Kinder ausländischer Herkunft) zu erkennen und zu bedienen, um so Miss-

erfolgsketten mit wachsender Schulunlust von Anfang an zu vermeiden.

2.2 Maßnahmen der Staatsregierung

Prävention

Der Bayerische Ministerrat befasste sich zuletzt am 24. Juni 2003 mit dem Anliegen, Erziehung und Disziplin in der Schule zu stärken und die Zusammenarbeit Schule – Jugendhilfe zu verbessern. Er beauftragte das Kultusministerium, noch im Schuljahr 2003/04 mit den in der Ministerratsvorlage beschriebenen, in schulischer Verantwortung stehenden Maßnahmen zur Prävention zu beginnen. Dies ist geschehen. Inzwischen ist bekannt, welche Maßnahmen in welchem Umfang an den Schulen realisiert werden (Stand der Zahlen September 2003):

- Schulhausinterne Erziehungshilfe: 463 Schulen in Bayern setzen die Schulhausinterne Erziehungshilfe um. Als Schwerpunkte sind genannt: Prävention (354 Schulen), Intervention (316) und/oder Auszeit-/Trainingsraum-Konzept (137).
- Klassen und Interventionsgruppen für schwierige Schüler: Zusätzlich zu den 93 Praxisklassen gibt es an 37 Schulen in Bayern besondere Klassen und Gruppen für Schüler mit massiven Verhaltensauffälligkeiten: Im Einzelnen sind dies 14 Klassen mit insgesamt 173 Schülern und 44 Gruppen mit insgesamt 293 Schülern. An der Umsetzung dieses Konzepts wirken Mobile Sonderpädagogische Dienste, Beratungslehrer, Beratungsrektoren und Schul-

psychologen, Förderlehrer, sozialpädagogische Fachkräfte, Erziehungsberatungsstellen, Kontaktbeamte der Polizei, die Jugendgerichtshilfe, Personal aus den Ganztagsangeboten und Eltern mit.

- Mobile Sonderpädagogische Dienste: 2.108 Schulen arbeiten mit den Mobilen Sonderpädagogischen Diensten zusammen. 4.540 Klassen und 7.114 Schüler sind eingebunden.
- Jugendsozialarbeit an Schulen: An 278 Schulen wird Jugendsozialarbeit praktiziert. Als besondere Aufgaben werden genannt: Einzelfallhilfe, soziale Gruppenarbeit, verstärkte Elternarbeit, Kooperation mit der Erziehungsberatung, dem Kontaktbeamten der Polizei, den Jugendgerichten und der Drogenberatung.

Rechtliche Vorgaben, Vorbereitung von Gesetzesänderungen

Über die präventiven Maßnahmen an den Schulen hinaus sind weitere Schritte geplant, um die organisatorischen und rechtlichen Rahmenbedingungen für den Umgang mit extrem verhaltensauffälligen Schülern zu verbessern. Dazu wurde sogar eine interministerielle Arbeitsgruppe eingesetzt, die eine Reihe von Vorschlägen erarbeitete.

- Stärkung der Zusammenarbeit von Schulen, Jugendhilfe und Polizei: Ein Ratgeber „Gemeinsam geht's besser“ aus dem Jahr 2000 leistet jetzt schon gute Dienste für die Praxis. Zusätzliche Aktivitäten wie das Modell Kooperation Polizei - Jugendhilfe - Sozialarbeit - Schule (PJS) in der Stadt

Nürnberg sollen der Kooperation der unterschiedlichen Stellen, der Entwicklung einer Krisenhilfe und dem sachgerechten Umgang mit häuslicher Gewalt dienen.

- **Stärkung der Zusammenarbeit von Schulen und Familiengerichten:**
Um der Jugendkriminalität entgegen zu wirken, ist es erforderlich, schon bei strafunmündigen aber auffällig gewordenen Minderjährigen in geeigneten Fällen frühzeitig zu intervenieren. Daher müssen die Handlungsmöglichkeiten der Familiengerichte erweitert werden. Zu denken wäre hier z.B. an ein richterliches Erziehungsgespräch mit Eltern, mit der Möglichkeit, Weisungen zu erteilen.
- **Amtsärztliche Untersuchung psychisch kranker Kinder:**
Manche der massiv verhaltensauffälligen Kinder sind psychisch krank. Sie können auf Grund einer ärztlichen Bescheinigung als vorübergehend nicht schulbesuchsfähig angesehen werden und Hausunterricht erhalten. Dies setzt jedoch voraus, dass die Erziehungsberechtigten ihr Kind einer ärztlichen/psychiatrischen Untersuchung zuführen und das ärztliche Attest der Schule vorlegen, was oft nicht geschieht. Die Erziehungsberechtigten sollen künftig nach Aufforderung durch die Schule gesetzlich verpflichtet sein, den minderjährigen Schüler einer Untersuchung durch das Gesundheitsamt zuzuführen.
- **Freistellung vom Unterricht für die Dauer von Jugendhilfe-maßnahmen:**
Soweit während einer Jugendhilfe-maßnahme ein Schulbesuch nicht möglich ist, soll die Möglichkeit geschaffen werden, dass die Schule ei-

ne Freistellung vom Unterricht aussprechen kann.

- **Ausschluss aus dem Unterricht:**
Nach den bestehenden schulrechtlichen Möglichkeiten können Schüler, die den Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule nachhaltig stören, bis einschließlich des achten Schulbesuchsjahres für längstens sechs Tage vom Unterricht ausgeschlossen werden, ab dem 9. Schulbesuchsjahr bei Vollzeitunterricht ist ein Unterrichtsausschluss von bis zu vier Wochen möglich. Ein solcher Unterrichtsausschluss ist gegenüber einem Schüler allerdings nur einmal in einem Schuljahr zulässig. Die Ordnungsmaßnahmen „Entlassung von der Schule“ und „Ausschluss von allen Schulen einer oder mehrerer Schularten“ bestehen gegenüber Schülern an Hauptschulen nicht. Die bestehenden Ordnungsmaßnahmen erweisen sich gegenüber permanent oder wiederholt den Unterricht schwer wiegend störenden Schülern an Hauptschulen und Berufsschulen als nicht ausreichend. Der Katalog der Ordnungsmaßnahmen soll deshalb erweitert werden, z.B. um folgende Möglichkeiten: Ausschluss vom Unterricht für zwei bis vier Wochen schon ab dem siebten Schulbesuchsjahr, dies auch mehrmals im Schuljahr und im vorletzten Schulbesuchsjahr auch für den Rest des Schuljahres.
- **Dauer der Schulpflicht:**
Für extrem verhaltensauffällige oder störende Schüler im achten Schulbesuchsjahr in der Hauptschule, die vom weiteren Besuch des Unterrichts im laufenden Schuljahr ausgeschlossen werden und bei denen zu erwar-

ten ist, dass sie sich auch im neunten Schulbesuchsjahr entsprechend verhaltensauffällig und störend zeigen werden, soll auch entschieden werden können, ob eine vorzeitige Beendigung der Vollzeitschulpflicht nach acht Schulbesuchsjahren erfolgt.

- **Sofortmaßnahme: Schulausschluss zur Abwehr von Gefahren:**

In Fällen, in denen ein Schüler akut das Leben oder die Gesundheit von Mitschülern oder Lehrkräften erheblich gefährdet, muss die Schule die Möglichkeit haben, den Schüler sofort aus der Schulanlage zu entfernen. Insbesondere im Hinblick auf die Schulpflicht ist dies derzeit nicht ohne weiteres möglich. Durch eine Ergänzung des Bayerischen Gesetzes über das Erziehungs- und Unterrichtswesen soll dem Schulleiter unter bestimmten Auflagen das Recht gegeben werden, zur Abwehr gravierender Gefahrensituationen Schüler ad hoc vom Schulbesuch zu suspendieren.

Zusammenarbeit Schule – Jugendhilfe

Der Ausschluss Störender schützt die Mitschüler, löst aber nicht die Probleme des Ausgeschlossenen. Es muss auch außerhalb der Schule Angebote der sozialpädagogischen Betreuung geben.

- **Gemeinnützige Arbeiten während des Schulausschlusses:**

Wenn Schülerinnen und Schülern, die vom Unterricht ausgeschlossen werden sollen, wegen einer Straftat durch Entscheidung des Jugendstaatsanwalts oder des Jugendrichters gemeinnützige Arbeiten auferlegt wer-

den, so sollte dies aufeinander abgestimmt werden. Dem liegt die Überlegung zu Grunde, dass einerseits die Arbeitsleistungen nicht den Schulbesuch beeinträchtigen sollen, andererseits der Unterrichtsausschluss dann nicht mehr als „zusätzliche Ferien“ oder „Belohnung“ empfunden werden kann.

- **Jugendhilfe und Fernunterricht:**

Es gibt die Erkenntnis, dass Jugendliche zwar durch ihr Verhalten in der Schule untragbar sind, aber dennoch lernen wollen. Eine Fernschule könnte auf der Grundlage des bayerischen Hauptschullehrplans Fernunterricht anbieten und die betroffenen Jugendlichen, die zugleich auch sozialpädagogisch betreut werden müssten, zu den Prüfungen über den erfolgreichen oder den qualifizierenden Hauptschulabschluss führen.

- **Betreuung von „nicht beschulbaren“ Schülern:**

Wenn eine Unterrichtung an einer allgemeinen Schule – auch mit Unterstützung durch die Mobilen Sonderpädagogischen Dienste der Förderschulen – nicht mehr möglich ist, kommt eine Überweisung an eine Schule zur Erziehungshilfe in Betracht. Derzeit werden an den 29 Schulen zur Erziehungshilfe rund 2.200 Schüler gefördert. Schulen zur Erziehungshilfe sind jedoch fast ausnahmslos Schulen in privater Trägerschaft. Die Beziehungen zwischen Schule bzw. Heim und Erziehungsberechtigten sind dabei privatrechtlicher Natur. Deshalb können der Heimvertrag und/oder der Schulvertrag bei nachhaltigen Verstößen gekündigt werden. In diesen Fällen „landen“ die Jugendlichen letztlich

wieder an der Hauptschule. Hier ist Handlungsbedarf.

- Clearingstellen für massiv dissoziale und kriminell auffällige Kinder:
Das Sozialministerium entwickelte für dissoziale und kriminell auffällige Kinder das Konzept einer Clearingstelle. Zielgruppe sind in erster Linie die so genannten „Intensiv- und Mehrfachtäter“ unterhalb der Strafmündigkeitsgrenze (14 Jahre). Die schnelle Reaktion auf massiv delinquentes Verhalten, verbunden mit

einer Ortsveränderung soll Kinder und Jugendliche möglichst rasch aus ihrem negativen sozialen und kriminogenen Milieu herauslösen, frühzeitig die Ursachen und den Interventionsbedarf klären und an schulisches Lernen durch individualisierende Unterrichtskonzepte (vgl. Hausunterricht) heranzuführen. Drei Clearingstellen wird es geben. In Würzburg und Regensburg haben sie den Betrieb bereits aufgenommen. 2005 wird eine weitere Clearingstelle in Oberbayern dazukommen.

Autorenverzeichnis



Drewes, Detlef
Leiter der Politischen
Redaktion Augsburg
Allgemeine, Augsburg



**Oerter, Rolf, Prof.em.
Dr.**
Abteilung für Entwick-
lungspsychologie der
Ludwig Maximilians-
Universität München

Göldner, Hans-Dieter, Dr.
Bayerisches Staatsministerium für Un-
terricht und Kultus, München



**Hockel, Curd Michael,
Dipl.Psych.**
Kinder- und Jugendli-
chen-Psychotherapeut,
München



Panyr, Sylva, M.A.
wissenschaftliche Assis-
tentin am Institut für
Pädagogik der Ludwig-
Maximilians-Universität
München

**Höfling, Siegfried, Prof. Dr. Dr. habil.
Dipl. Psych.**
Referent für Zukunftsfragen an der
Akademie für Politik und Zeitgesche-
hen der Hanns-Seidel-Stiftung e.V.,
München



Stewens, Christa, MdL
Bayerische Staatsmini-
sterin für Arbeit und
Sozialordnung, Familie
und Frauen, München